

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

X. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1930

Heft 2

Berufswahl!

Von Professor Dr.-Ing. A. Friedrich.

Wenn der junge Mensch zum ersten Male vor die entscheidende Frage gestellt wird, wo die Tätigkeit liegt, die für ihn geeignet, zu der er berufen ist, dann werden sehr oft schwere Zweifel und Bedenken auftauchen, Neigungen und Strebungen durcheinanderfließen, und nur allzu häufig wird eine geringfügige Äußerlichkeit Anstoß zu einem Beruf geben, der vielleicht niemals innerlich befriedigt, seelisch höher führt.

Das aber ist Bedingung jedes wahren Schaffens.

Wir alle müssen uns klar darüber sein, daß nicht das Berufskönnen, nicht die äußerlichen Werte, wie Geld, Stellung, Ehre, Endpunkte unseres Strebens sein dürfen! Lebensziel jedes Menschen ist, sich zu innerer Reinheit und Kraft durchzuringen, ein ganzer Mensch, ein tadelloser Charakter zu werden! Zufriedenheit und Harmonie im Innern des Menschen sind — verbunden mit dem äußern Erfolg — Zeichen des richtigen Weges. Und deshalb ist es Aufgabe schon des jungen Menschen, den Beruf so zu wählen, daß nicht ein äußerer Gesichtspunkt den ausschlaggebenden Einfluß besitzt, sondern daß er sich seiner Aufgabe bewußt ist, die ihn in der Gemeinschaftsarbeit der Menschen an einen bestimmten Platz der Auswirkung beruft. In dem beruflichen Ringen soll der Mensch wachsen, reifer und fester werden! Wir müssen uns von dem Standpunkte lösen, daß wir in der Tätigkeit immer nur Kraft hergeben! Wir müssen uns doch klar darüber sein, daß wir selbst es sind, die von unserer Tätigkeit zu allererst innerlichen Vorteil haben, innerlich an Stärke und Kraftbewußtsein gewinnen. Und erst in dem Maße, in dem wir in der Arbeit wachsen, vermögen wir auch als Führer Aufgaben anderer Menschen zu lösen, vermögen wir wirklich helfend einzugreifen.

Für die Wahl des Berufes ist zunächst ausschlaggebend, welche Kräfte bereits frei verfügbar sind, Kräfte, die sich in den Lieblingsbeschäftigungen in der Kinderzeit, in der Schulzeit, in den besonders bevorzugten Nebenbeschäftigungen u. dgl. kennzeichnen. Gerade weil in den freiwilligen Beschäftigungen der Kinderzeit und Schulzeit die eigentliche Neigung — unabhängig von einer äußeren Beeinflussung — oft am stärksten hervortritt, vermag sich der Mensch, rückschauend auf solche Tätigkeiten, am besten selbst zu prüfen. Falsch, grundfalsch ist es indessen, lediglich nur die freien Kräfte zu berücksichtigen! Auch solche Gebiete müssen ja doch erschlossen werden, die noch nicht vollkommen beherrscht sind, deren Bewältigung aber im Bereich der Möglichkeit ist. Denn meistens erregen ja doch gerade diejenigen Arbeiten unsere größte Anteilnahme, welche uns noch etwas Neues zu geben vermögen, an deren Vermeisterung wir noch lernen. Ohne Schwierigkeit kein Sieg, ohne Sieg aber auch keine Freude! So sind also bei jeder Berufswahl die Fragen, die jeder, aber auch jeder innerlich lösen muß:

Gibt mir dieser Beruf die Möglichkeit, ein ganzer Charakter zu werden? Kann ich in ihm wirklich meine Kraft frei machen und Harmonie erlangen?

Was gibt mir der Beruf, um den andern Menschen als wahrer Führer helfen zu können?

Nur dort, wo diese Fragen bejaht werden können, wo wirkliches Streben, Suchen und Ringen innerliche Grundlagen des Schaffens sind, sind Mensch und Arbeit vereint.

Niemals können aus innerer Zerrissenheit Laten geboren werden, niemals kann wahres Schaffen dort entstehen, wo nur äußeres Können, äußere Berufstüchtigkeit in den Vordergrund geschoben werden.

Denn alle wahrhaft große Auswirkung beruht auf seelischer Stärke!

Alles, was von dem Wege der seelischen Harmonie abweicht, ist abwegig und schlägt den betreffenden Menschen selbst. Die Folgen zeigen sich in den inneren Spannungen und Hemmungen und haben dasselbe Ergebnis, als ob ein Mensch versucht, einen gebremsten Wagen oder einen solchen mit falsch eingestellter Steuerung mit größter Kraft vorwärts zu schieben.

Je größer, je bewußter diese Einordnung, um so größer auch die Kraft, um so höher aber auch der Erfolg der Tat. Denn die Kraft offenbart sich in unserem Schaffen. Arbeit und Beruf sind das Auswirkungsfeld, in dem wir uns selbst erkennen, in dem wir den Weg zu uns selbst finden sollen. Immer ist der äußere Erfolg, ist die äußere Leistung nur ein Gradmesser unserer Kraftentfaltung, nie Endziel unseres Schaffens.

Und hierbei muß jeder in sich beginnen! Immer kann doch nur derjenige andern helfen, der selbst schon freier geworden ist. Und jeder kann nur so viel geben, wie er selbst besitzt. Deshalb beginnt alle Arbeit in dem Menschen, im Streben zum Höchsten.

Nicht eines äußerlichen Interesses wegen soll ein Beruf gewählt werden, sondern aus dem tiefinnern Bewußtsein, so handeln zu müssen, diese Auswirkung zu brauchen, um reif zu werden.

Nur wer seelisch wächst und in lebendiger Harmonie andern Kraft zu geben vermag, trägt die Kräfte des Führertums. Der Wunsch, Führer und Helfer zu werden, in dem großen Menschheitsringen befreiend und erlösend einzugreifen und sich in diesem Ringen selbst zur inneren Befreiung zu bringen, muß die Grundlage jeder Berufswahl sein. Nur aus Menschen, die solches erstreben, kann ein wahrer Wiederaufstieg kommen; ihnen selbst aber wird glückhafte, mitreisende Kraft Zeichen ihres Weges sein!

Vom Sinn des technischen Schaffens.

Von Dr. E. Zschimmer,

ordentlichem Professor der Technischen Hochschule Darmstadt.

Es erscheint mir eine der vornehmsten Aufgaben der Technischen Hochschule zu sein, daß sie den jungen Akademiker während seines Studiums vor allem mit der wahren Idee des technischen Schaffens überhaupt erfüllt. Denn nur aus der Idee, die den letzten und höchsten Sinn seines Schaffens bestimmt, kann ihm die innerliche und echte Begeisterung entspringen, die man bei jedem akademisch gebildeten Menschen in der Ausübung seines Berufes voraussetzt. Im praktischen Leben haben wir Techniker unseren Mann zu stehen durch die praktische Tat. Niemand wird uns etwas für unsere ideale Gesinnung, für eine noch so hohe Auffassung unseres Berufes anrechnen —: der wirtschaftliche Erfolg, das praktische Können entscheiden über die Bewertung unserer Arbeit in dieser Welt. Aber als Menschen werden wir uns damit nicht begnügen, und ich glaube richtig zu empfinden, wenn ich den Eindruck habe, daß gerade unter unseren jüngeren Studenten manch einer in den Zustand einer seelischen Krise gerät, nachdem er die ersten Semester seines Studiums hinter sich hat — eben weil er im Hinblick auf die spätere Praxis des Berufes eine Herabminderung seines Menschentums fürchtet. Ich finde es durchaus verständlich, wenn sich aus diesem Grunde der Wunsch und der Wille bemerkbar machen, neben dem Fachstudium und dem Studium der sogenannten allgemeinbildenden Fächer noch etwas von dem zu empfangen, was man in einem mehr innerlichen und tieferen Sinn als geistige Anregung zum Beruf, als seelische Befriedigung durch technisches Schaffen wohl bezeichnen möchte.

Was denken wir uns bei dem Worte Technik? — Der Laie sieht Telegraphenstangen, rauchende, die Luft verpestende Fabrikschloten. Er sieht im Geiste die Zukunft der Großstädte: eine Hölle von Benzindampf und Spektakel, ein Bergwerk des Verkehrs auf der Erde, unter der Erde, in der Luft, vollgedrängt von Automobilen, die Sonne verfinstert von Flugzeugen.

Es gab eine Zeit — und sie liegt nicht allzu weit zurück —, in der sich Ingenieure und Freunde der Technik bemühten, jene Dinge zu verherrlichen oder wenigstens zu beschönigen, als müßten die Menschen dazu erzogen werden, durch besseres Verständnis des technischen Schaffens allmählich Gefallen daran zu finden. Verzeihen wir es unseren Freunden und Berufsgenossen, wenn sie im guten Glauben an den besseren Wert unseres Schaffens einen unzulänglichen Versuch oder, richtiger, einen Versuch am untauglichen Objekt gemacht haben. Wir können heute — gerade weil wir Techniker sind — in diesem Chaos der entseelten Mittel, der vom „technischen Fortschritt“ geplagten Menschheit, in diesem Massenunfug mißbrauchter, mißverständener Schöpfungen des Erfindergeistes unmöglich den wahren und letzten Sinn unseres Schaffens erblicken.

Aber: Was denken wir uns bei dem Worte Technik — wir Techniker von heute?

Durch vollkommenste Macht des Geistes über die Materie zur höchsten Vollendung der Kultur: dies ist die Idee unseres Schaffens — der überpersönliche, in der Geschichte der Menschheit sich verwirklichende ewige Zweck, in dessen Dienst wir arbeiten. — Hören wir doch auf, unseren Kritikern imponieren zu wollen mit dem Pochen auf die ungeheure Steigerung in der Produktion der Wirtschaftsmittel, die Versorgung verelendeter Menschenmassen mit angenehmeren Daseinsbedingungen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!

Gewiß, wir haben im Laufe der Geschichte Großes errungen; niemand soll es wagen, die Schöpfungen genialer Erfinder, die Segnungen zu schmähern, die die Menschheit bei ihrem Aufstieg aus dem Dunkel der Vorzeit in das Licht des Geisteslebens den Pionieren der Technik verdankt. Aber wir wären recht faule Gesellen, wollten wir nicht offen bekennen: Größeres bleibt uns zu tun. Es ist an der Zeit, daß nun der Techniker selbst einmal gerechte, aber scharfe Kritik übt an jenen unheilvollen Dingen, die sich gleichzeitig mit den herrlichsten Erfolgen des Erfindergeistes entwickelt haben und die kein ehrlicher Techniker beschönigen oder entschuldigen kann.

Dürfen wir Techniker den Vorwurf ohne weiteres zurückweisen, daß es unser Werk ist, mit dem man die Natur verschandelt hat? Daß es unser Werk ist, wenn die Kunst stirbt, weil Kino, Radio und Musikautomaten an ihre Stelle treten, um die Massen mit geistlosen Vergnügungen zu benebeln? — Indem wir die Mittel schufen, haben wir die Möglichkeit ihres Mißbrauchs geschaffen. Wir haben also wohl die Pflicht, soweit es irgend in unserer Macht steht, dahin zu wirken, daß schließlich die Vernunft über den Unverstand siegt. Denn die Mittel, die Apparate, die wir hervorbringen, sind doch nicht Selbstzweck unseres Schaffens, sondern: das, was damit gemacht wird, ist der Zweck.

Vergessen wir Techniker daher, von der Wucht unserer täglichen Aufgaben erfüllt, nicht, daß es noch andere Dinge gibt, die die Menschheit von der Technik verlangt! Es ist zu wenig gesagt und zu beschränkt, wenn man den Sinn des technischen Schaffens in der möglichst vollkommenen Ausnützung aller Naturkräfte, in der höchsten Wirtschaftlichkeit der Gütergewinnung und der menschlichen Arbeit zu erblicken meint. Würde die Idee, die uns befeuert, so eng begrenzt, so würden gerade die genialsten Erfindungen der Vergangenheit unter den Tisch fallen. Denn bei diesen kam es dem Erfinder weder darauf an, neue Naturkräfte auszunutzen, noch weniger darauf, eine möglichst ökonomische Verwertung der Energie zu erreichen. Vielmehr haben diese wahrhaft genialen Erfinder neue Formen der Organisierung von Naturprozessen erfunden, durch welche der menschliche Wille die Freiheit erlangt, Absichten auszuführen, vor allem geistige Zwecke zu erreichen, die er bis dahin nur in einer Märchenwelt erreichen konnte. Vergessen wir doch nicht, daß es ohne Technik keine Naturwissenschaft im heutigen Sinne, nur eine Naturphilosophie geben würde! Nicht die Schöpfungen eines Bach oder Beethoven, nicht die Dome der Gotik! Schon diese wenigen Beispiele sollten genügen, den Sinn unseres Schaffens in einer universaleren Idee zu begreifen, als es durch den Begriff der „vollkommensten Ausnützung aller Naturkräfte“ oder der „möglichst ökonomischen Energieverwertung“ zu geschehen pflegt.

Wir gehören in die Berufsgenossenschaft der Erfinder aller Zeiten, oder wir sind keine Techniker im vollen Sinne des Wortes. Und damit teilen wir auch mit allen Erfindern, die die Geschichte hervorgebracht hat, das große und ideale Endziel, dessen Erreichung überhaupt den letzten Zweck und Sinn des Menschenlebens bestimmt: dem Geiste die Macht über die Materie zu verschaffen. Erkennen wir zuerst uns selbst, so wird unser Beruf in Zukunft nicht mehr in dem Maße verkannt werden, wie es heute noch sooft geschieht.

Die Kunst volkstümlicher Darstellung.

Von Professor Dr. Ernst Schulze,
Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzig.

Es hat sehr lange gedauert, bis man in Deutschland erkannte, daß es weder im Wesen der Wissenschaft liegt, sich schwerverständlich auszudrücken, noch daß ein solches Verfahren dieser selbst zum Vorteil gereicht. Lange Zeit herrschte bei der Mehrzahl der deutschen Gelehrten eine förmliche Abneigung, sich einer verständlichen Sprache zu bedienen. Fast schien man zu glauben, daß der Wert eines Gelehrten sich danach bestimme, wie viele Fremdwörter er benutze, und wie dunkel er schreibe. Die erstgenannte Unart entstammte der alten Vorstellung, daß nur das Lateinische die des Gelehrten würdige Sprache sei. Welche Mühe kostete es Thomasius, damit zu brechen! In einer Zeit, da den Kindern in vielen Schulen nicht nur Latein beigebracht wurde, sondern wo man sie verprügelte, sobald sie sich einer anderen Sprache bedienten, da zahlreiche Lehrer sich scheuten, ihre Muttersprache zu gebrauchen, da zumal auf den Hochschulen weder für die Veröffentlichung von Büchern und Schriften noch für Vorlesungen die Muttersprache als erlaubt galt, erließ er 1687 (in Leipzig) die kühne Erklärung: er werde seine Vorlesungen fortan in deutscher Sprache halten. Er stach damit in ein Wespennest. Umsonst gab er den Wert des Griechischen und Lateinischen für die Ausbildung des Gelehrten zu; umsonst betonte er die großen Vorteile, die Frankreich durch die Ausbildung der eigenen Sprache zuteil würden — weltliche und geistliche Behörden verschworen sich, ihn von seinem Platz zu entfernen. 1690 verbot man ihm, öffentliche oder private Vorträge zu halten oder irgendeine Schrift drucken zu lassen. Ja es erging der Befehl, ihn ins Gefängnis zu werfen. Hätte nicht Friedrich III. von Preußen Thomasius in Halle, wo die Akademie zur Universität umgewandelt wurde, zum Professor ernannt und ihn wenige Jahre darauf an die Spitze dieser Hochschule gestellt, so wäre der mutige Gelehrte wohl mundtot gemacht worden. Die Abneigung aber, die die Mehrzahl seiner Kollegen gegen die Verwendung unserer Muttersprache für die Zwecke der Wissenschaft hegte, blieb noch viele Menschenalter hindurch bestehen.

Noch lange nachdem das Deutsche als Sprache der Wissenschaft einen angesehenen Platz errungen hatte, herrschte bei manchen Gelehrten die Neigung, ihre Darstellung mit fremden Wörtern zu spicken. Im Grunde ist sie bei manchem noch heute

nicht überwunden. Wer sich hingegen aller vermeidbaren Fremdwörter enthält, mag eben dadurch in Gefahr kommen, als unwissenschaftlich oder oberflächlich zu gelten. Tatsächlich liegen die Dinge genau umgekehrt: es ist für den, der einen wissenschaftlichen Bildungsgang hinter sich hat, tausendmal

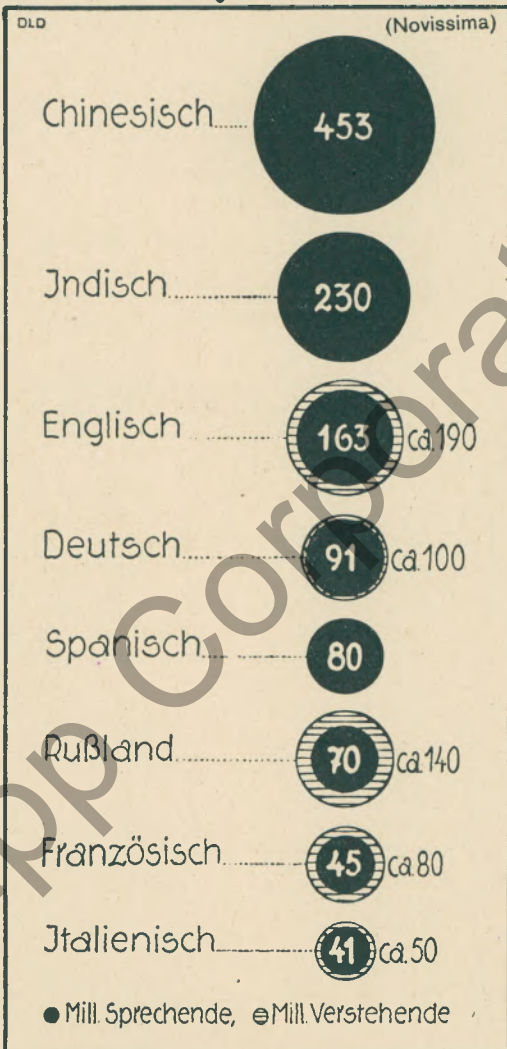
leichter, mit Fremdwörtern um sich zu werfen, als schwierige Gedanken in rein deutscher Sprache auszudrücken. Fremdwörter können wir aus dem Lateinischen, dem Griechischen, dem Französischen, dem Englischen und anderen Sprachen entnehmen. Man braucht also nicht lange zu suchen — irgendein Ausdruck für einen Begriff oder eine Erscheinung stellt sich sofort ein. Will man dagegen einen klar und scharf umrissenen deutschen Ausdruck dafür wählen, so bedarf es eifrigen Nachdenkens. Als in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts eine Anzahl von Professoren der Universität Berlin sich entschloß, Volkshochschulkurse zu halten, legte einer von ihnen (es war der Nationalökonom Schmoller) nach ein paar Stunden das Bekenntnis ab, wie schwer es falle, wolle man wissenschaftliche Dinge grundsätzlich in deutscher Sprache erörtern, den rechten Ausdruck zu wählen; es mache erheblich größere Mühe, statt in den stets zur Hand befindlichen Vorrat von Fremdwörtern hineinzugreifen, solche sprachliche Kultur zu treiben.

So hat denn die volkstümliche Darstellung wissenschaftlicher Dinge in Deutschland erst sehr spät Boden gewonnen. Es gehört zu dem gehäuftesten Unglück, das unsere politische Geschichte und unsere kulturelle Entwicklung kennzeichnet, wenn die Nachäfferei namentlich französischer Vorbilder an den deutschen Höfen im 17. und 18. Jahrhundert die Klust, die schon früher unser Volk in die beiden Hälften der Gebildeten und Ungebildeten auseinandergerissen hatte, in der unseligsten Weise vertiefte. Im Mittelalter war von einer solchen Spaltung nichts zu spüren. Da gab es einerseits genug Edelleute, die nicht lesen und schreiben konnten,

während andererseits nicht nur einer großen Zahl städtischer Bürger, die von jeher ihren Stolz darein setzten, in diesen Künsten unterrichtet zu sein, sondern auch manchen Bauern die Elemente der Bildung nicht fehlten.

Es hat die verhängnisvolle Scheidung in Gebildete und Ungebildete aufs stärkste gefördert, daß die Wiederbelebung des klassischen Altertums die westeuropäische Kul-

Weltsprachen



Die verbreitetsten Sprachen der Welt sind die der Chinesen und der Indier. An der Spitze der europäischen Sprachen steht hinsichtlich der Zahl der Sprechenden und der Verstehenden das Englische. Überraschend ist die außerordentlich weite Verbreitung der deutschen Sprache. Die französische Sprache hat ihren natürlichen Verbreitungsbereich fast um das Doppelte, von 45 auf 80 Millionen, ausgedehnt.

turwelt mit Vorstellungen und Symbolen aus der Hellenen- und Römerwelt erfüllte, so daß nun in Wissenschaft, Dichtung und Kunst allenthalben Anspielungen und Allegorien zu finden waren, denen der nicht klassisch Gebildete verständnislos gegenüberstand. Wie ist nicht noch die deutsche schöne Literatur des 18. Jahrhunderts durchsetzt mit griechischen und römischen Namen! Da wimmelt es von Eigennamen wie Phyllis, Daphnis, Chloe. Der nicht klassisch Gebildete war daher auch von unserer Dichtung förmlich ausgeschlossen. Die Französelei der Fürstenhöfe tat das übrige. Nur eine dünne Oberschicht sogenannter Gebildeter, die man mit größerem Recht die Verbildeten nennen könnte, vermochte die klassizistischen Anspielungen und Redensarten zu verstehen, ohne welche damals kein Werk der Dichtung und keines der Wissenschaft möglich schien.

Erst das große Zeitalter der deutschen Dichtung bereifte hier die Befreiung vor, ohne sie ganz zu bringen. Denn insbesondere Schiller kam sich in vielen seiner Gedichte noch durchaus nicht von diesen alten Vorbildern lösen. Nur in der Prosa, zumal in seinen geschichtlichen Werken, vollzieht er den entscheidenden Schritt. Es wurde von folgenschwere Bedeutung, daß die wundervoll schöne und reiche Sprache, deren er sich hier bediente, die Gebildeten jener Tage mit sich fortrifft. Erst seit dieser Zeit verlangte man in Deutschland von den Werken der Geschichtsschreiber, daß sie auch in der Darstellung etwas vom Kunstwerk haben. Ranke, Mommsen, Treitschke sind dann auf diesem Gebiete weitergeschritten.

Vollstümlich geschriebene wissenschaftliche Werke haben wir in Deutschland im letzten Menschenalter eine große Zahl erhalten. Auf manchem Gebiete stellten sie trotzdem eine Ausnahme dar. Darin waren uns bis vor wenigen Jahrzehnten sowohl die Franzosen wie die Engländer nicht unerheblich voraus.

Die Franzosen haben es von jeher verstanden, die Ergebnisse wie nicht minder die Probleme der Wissenschaft in einfacher und durchsichtiger Form so zu veranschaulichen, daß auch der wissenschaftlich nicht Vorgebildete einen Einblick in sie zu gewinnen vermag. Die Ursache dieser populärwissenschaftlichen Begabung der Franzosen ist vielleicht insbesondere darin zu suchen, daß sie ihre Sprache mit unvergleichlicher Meisterschaft zu beherrschen gelernt haben, während die Deutschen — auch die deutschen Gelehrten — die ihre nicht selten recht unbehilflich handhabten; das Gefühl für Sauberkeit des Satzbaus und Anmut des sprachlichen Ausdrucks ist bei uns erst mühsam entwickelt worden. Außerdem scheint es eine Eigenart des französischen Geistes zu sein, daß er zu klar zergliedernden Darlegungen in besonderem Maße fähig ist. Wer aber ein Stoffgebiet von innen heraus anzuschauen vermag und dabei trotzdem die Beweglichkeit des Geistes nicht verliert, der wird in der Regel auch imstande sein, wissenschaftliche Fragen selbst ziemlich verwickelter Art mit leuchtender Klarheit, also vollstümlich, darzustellen.

Den Engländern sind für die Entwicklung ihrer populärwissenschaftlichen Literatur zwei Umstände zugute gekommen. Sie besitzen zwar weder die Anmut und Beweglichkeit des französischen Geistes noch seine zergliedernde Verstandesschärfe. Allein, wenn ihre Sprache auch nicht die Gefälligkeit der französischen besitzt, so weist sie doch eine andere für die faßliche Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse bedeutungsvolle Eigenschaft auf: sie ist von außerordentlicher Bestimmtheit und von nicht mißzuverstehender Klarheit. Jeder Satz der englischen Sprache steht, stammt er von einem Schriftsteller, der sie richtig zu handhaben weiß, in markiger Kraft da und sagt genau das, was er sagen will. Langer Satzbau, wie er im Deutschen — ach so leicht! — den Ausdruck schwerfällig und den Sinn dunkel macht, ist infolge der Satzgliederung der englischen Sprache unmöglich. Sätze, die sich über eine oder anderthalb Seiten erstrecken, wie wir sie etwa bei Kant finden, wird man in der englischen wissenschaftlichen Literatur vergeblich suchen. Ein Redner gar, der Sätze von 20 Druckzeilen spräche und niederschriebe (wie Schleiermacher dies tat), würde keine Aufmerksamkeit finden. Selbst wenn der Engländer sich anstrengen wollte, so lange Sätze hervorzubringen, so würde ihm der Geist seiner Sprache dies verwehren.

Außer der Bedrungenheit des englischen Satzbaus und der Unausfälligkeit vieler Fremdwörter, die vielmehr scheinbar dieser Sprache selbst angehören oder ihr doch organisch eingegliedert werden können, hat die Kunst der vollstümlichen wissenschaftlichen Darstellung erheblichen Vorteil aus der Tatsache gezogen, daß mancher hervorragende englische Gelehrte aus kleinen Verhältnissen emporgestiegen ist. Es liegt etwas Wahres in der Behauptung von Samuel Smiles*, daß keiner so gut verstehe, andere zu unterweisen, als der, welcher imstande gewesen ist, Schwierigkeiten und Hindernisse aus eigener Kraft zu überwinden. Smiles meint das zunächst für das Gebiet der Kunst. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß Ähnliches auch für die Wissenschaft gilt.

Gelehrte von ähnlichem Rang, die es verstehen, die Ergebnisse und die Rätselfragen der Wissenschaft mit gleich vollendeter Klarheit und Einfachheit vor den Augen des Laien zu entwickeln, haben wir in Deutschland noch immer nicht in genügender Zahl. Indessen können wir getrost behaupten, daß es kein Gebiet der Wissenschaft gibt, auf dem nicht auch wir heute vollstümliche Darstellungen besäßen, die eine kristallene Klarheit und Übersichtlichkeit des Ganzen mit dem geistvollsten Stil verbinden und doch an wissenschaftlicher Genauigkeit und Tiefgründigkeit nichts einbüßen. Auch besitzen wir eine Anzahl trefflicher Vorbilder. Neben Schiller wurde dafür der große Menschenhasser Schopenhauer wegweisend. Die anschauliche Klarheit und die fest umrissene Bestimmtheit

* Samuel Smiles: Selbsthilfe. Deutsch von F. Dobert. Halle a. d. S.: Otto Hendel (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes, Nr. 781/85). S. 167.



seiner Sätze stehen in wohlthuendem Gegensatz zu den Wort- und Sätzungeheuern Kants, die infolge der hohen Bewunderung dieses Denkers geradezu verheerende Wirkungen anrichteten.

In den Naturwissenschaften sind es hauptsächlich Außenseiter gewesen, denen die glänzendsten volkstümlichen Darstellungen zu danken sind; ich brauche nur an Carus Stern und an Wilhelm Bölsche zu erinnern. Freilich darf Häckel nicht vergessen werden, der nur leider infolge seiner mangelhaften philosophischen Durchbildung zurücktritt, die mit einer ausgesprochenen Vorliebe Hand in Hand ging, sich gerade auf dem Gebiete der Weltanschauung zu tummeln.

In Literaturgeschichte und Sprachwissenschaften ist die Zahl unserer volkstümlichen Meisterwerke nicht gering: von den Schriften der Brüder Grimm — die allein schon durch die Aufgabe, die von ihnen gesammelten Märchen einfach und wortgetreu wiederzuerzählen, eine unvergleichliche Schulung erhielten — bis zu Erich Schmidt und Bielschowsky.

Nicht minder groß ist die Zahl ausgezeichneter Darstellungen der Völkerkunde.

Dagegen sind die bedeutsamen Aufgaben volkstümlicher Darstellung auf wirtschaftlich-sozialem Gebiete noch nicht gelöst. Noch immer bleibt es ein heißer Wunsch, was Rudolf von Jhering 1877 in seinem Buch „Der Zweck im Recht“ in die Worte faßte:

„Alles wird in unserer heutigen Zeit dem Verständnis des Volkes nahegebracht: die Natur, die Geschichte, die Kunst, die Technik; es gibt kaum einen Gegenstand, über den der Laie sich nicht aus einer allgemeinfasslichen Darstellung belehren könnte. Nur der Staat und das Recht, die ihn so nahe berühren, machen davon eine Ausnahme, und doch sollte billigerweise nicht nur der Gebildete, sondern auch der Mann des Volkes die Gelegenheit haben, sich darüber zu belehren, was sie für ihn tun, und warum sie im wesentlichen nicht anders beschaffen sein können, als sie es sind. Ich habe früher daran gedacht, diesem Mangel durch einen auf den Bürger und Bauer berechneten Reichskatechismus abzuweichen. Das Ziel, das mir vor-schwebte, war eine Versöhnung des unbefangenen Urteils mit den Einrichtungen, an denen es so vielfach Anstoß nimmt, eine Apologetik des Rechtes und Staates vor dem Forum des einfachen und gesunden Menschenverstandes nach Art des Vorbildes von Justus Möser. Ich habe mich überzeugt, daß die Aufgabe meine Kräfte übersteigt; möge ein anderer sie aufnehmen! Wer sie richtig ausführt, kann sich ein großes Verdienst um die Gesellschaft erwerben, aber er muß denken als Philosoph und sprechen als Bauer. Es wäre ein würdiges Thema zur Stellung einer Preisaufgabe — hunderttausend Mark wären kein zu hoher Preis dafür, sie würden sich hundert- und tausendfältig bezahlt machen, das Werk würde in allen Sprachen übersetzt werden und der Welt mehr Segen stiften als ganze Bibliotheken.“

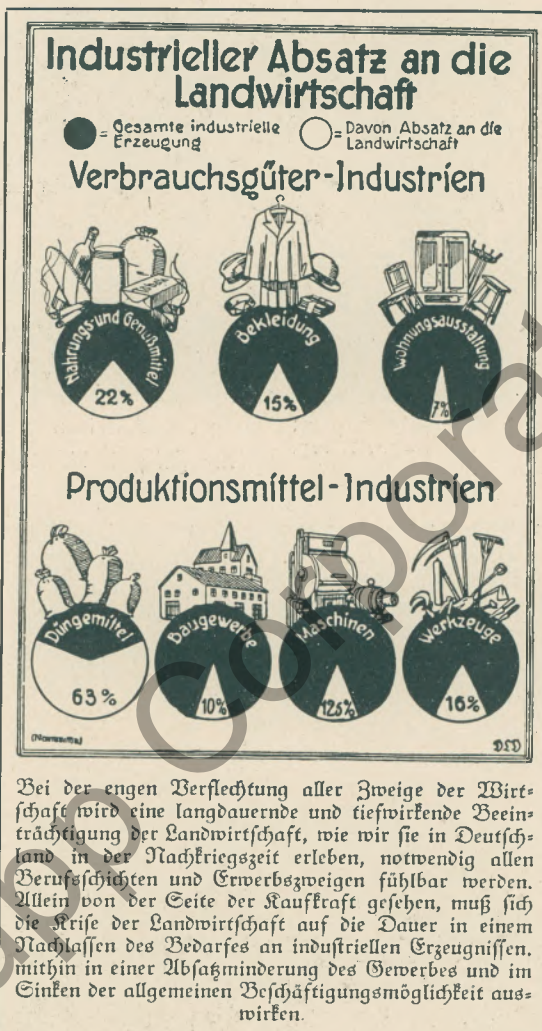
Weder die schwerfälligen und mit Fremdwörtern gespickten Sätze von Karl Marx noch die Darstellungen unserer Universitätsgelehrten, von wenigen Ausnahmen abgesehen (Karl Bücher, Sombart), können den hohen Anforderungen genügen, die wir heute an populäre wissenschaftliche Meisterwerke stellen.

Eine leuchtende Erscheinung freilich sollten wir nicht vergessen: den größten deutschen Volkswirt des 19. Jahrhunderts, Friedrich List. Dieser Märtyrer seines gemeinnützigen Strebens, von weichem Gemüt, aufrichtig und wohlwollend, der immer nur die Sache, niemals die Personen im Auge hatte, übersprudelnd von schöpferischen Gedanken und Entwürfen,

wird von Treitschke unter den drei großen Vorkämpfern genannt, die im 19. Jahrhundert auf deutscher Erde wirkten. Aber List besaß nicht nur eine hinreißende Volksberedsamkeit, sondern auch die Kunst, in seinen Aufsätzen einen Stoff, den er einem außerordentlichen Wissen über die wirtschaftliche Entwicklung aller Völker und Zeiten entnahm, so packend einfach und doch in künstlerischer Form darzustellen, daß man sich dem gewaltigen Eindruck nicht entziehen konnte, „wen seine Worte“ — so sagte 1830 sein Biograph Haefliger — „nicht überzeugten, den rissen sie fort, und wen sie nicht fortrissen, den bestürzten sie“. Nichts war trocken in Lists Darstellung. Was er sagte, war stets durchglüht von dem Feuer einer sittlichen Begeisterung, der erst die nachfolgenden Geschlechter die volle Würdigung entgegenbrachten. Wir sehen in List einen Meister der volkstümlichen Darstellung wirtschaftlicher Fragen und bedauern es um so tiefer, daß seine Schriften heute außer von den Nationalökonomien kaum noch gelesen werden. Die Ursache dieser Vergessenheit liegt wohl hauptsächlich darin, daß er immer nur über Tagesfragen schrieb, und daß der Tagesanlaß, der ihm die Feder in die Hand drückte, heute nicht mehr das allgemeine Interesse erweckt, das den großen allgemeinen Darlegungen,

zu denen dieser Mann sich stets erhebt, gebührt. Es wäre zu wünschen, daß eine volkstümliche Auswahl seiner Schriften und Aufsätze ihn dem deutschen Volke, das fast nur noch seinen Namen kennt, wieder näherbrächte.

Er hat wie mancher andere Schriftsteller und Gelehrte wahrgemacht, was sich im Satze der Alten verkörpert: „Wenn Zeus auf die Erde herabstiege, er würde sprechen wie Plato.“ Erst die Verbindung der tiefsten Weisheit mit der einfachsten Art der Darstellung gibt einem Werk jene zu Herzen gehende Überzeugungskraft, die es für den Leser zum wirklichen Erlebnis macht.



Jede Nation, die in unsern Tagen nicht wächst, muß untergehen, weil alle andern Nationen von Tag zu Tag wachsen, weil sich folglich die beste Garantie der Selbständigkeit, die eigene Kraft, bei der stehenden Nation, andern Nationen gegenüber, von Tag zu Tag vermindert.

Friedrich List.

Der Ruhrbergbau

Von Dr. E. H. Frißsche, Essen,

Der Besuch des Ruhrgebiets durch englische Bergwerksdirektoren und Betriebsführer im September 1928 hat einen starken Widerhall in der englischen Fachpresse gefunden¹. Die bisher erschienenen Veröffentlichungen sind zum Teil rein beschreibender, zum Teil kritischer Natur. Sie lassen erkennen, was die Engländer am Ruhrbergbau bewundern, und was sie ihm andererseits gern und neidlos lassen, und bringen zugleich den Widerstreit

¹ R. E. Smart, „Modern Mining Methods in the Ruhr Coal Field“, Colliery Guardian, 21. Sept.; 5., 19., 26. Oktober; 9., 16. November, 7. und 14. Dezember 1928. H. D. Dixon, „German Mining and its organisation“, Coll. Guardian, 1928, S. 1546. Zimmell und Heron, „Impressions of German Coal Mining“, Trans. Inst. Min. Eng., 1928, Bd. 86, S. 42—47, 1645; ferner zahlreiche Aufsätze in „Iron and Coal Trade Review“, Bd. 117, 1928, betitelt: „Colliery managers visit to Germany“.

in englischem Lichte.

Privatdozent für Bergwissenschaften
an der Technischen Hochschule Aachen.

der verschiedenen Meinungen darüber zum Ausdruck, welche Einrichtungen und Maßnahmen sich auch für den englischen Bergbau zur Einführung und Beachtung empfehlen.

Die Lagerungsverhältnisse.

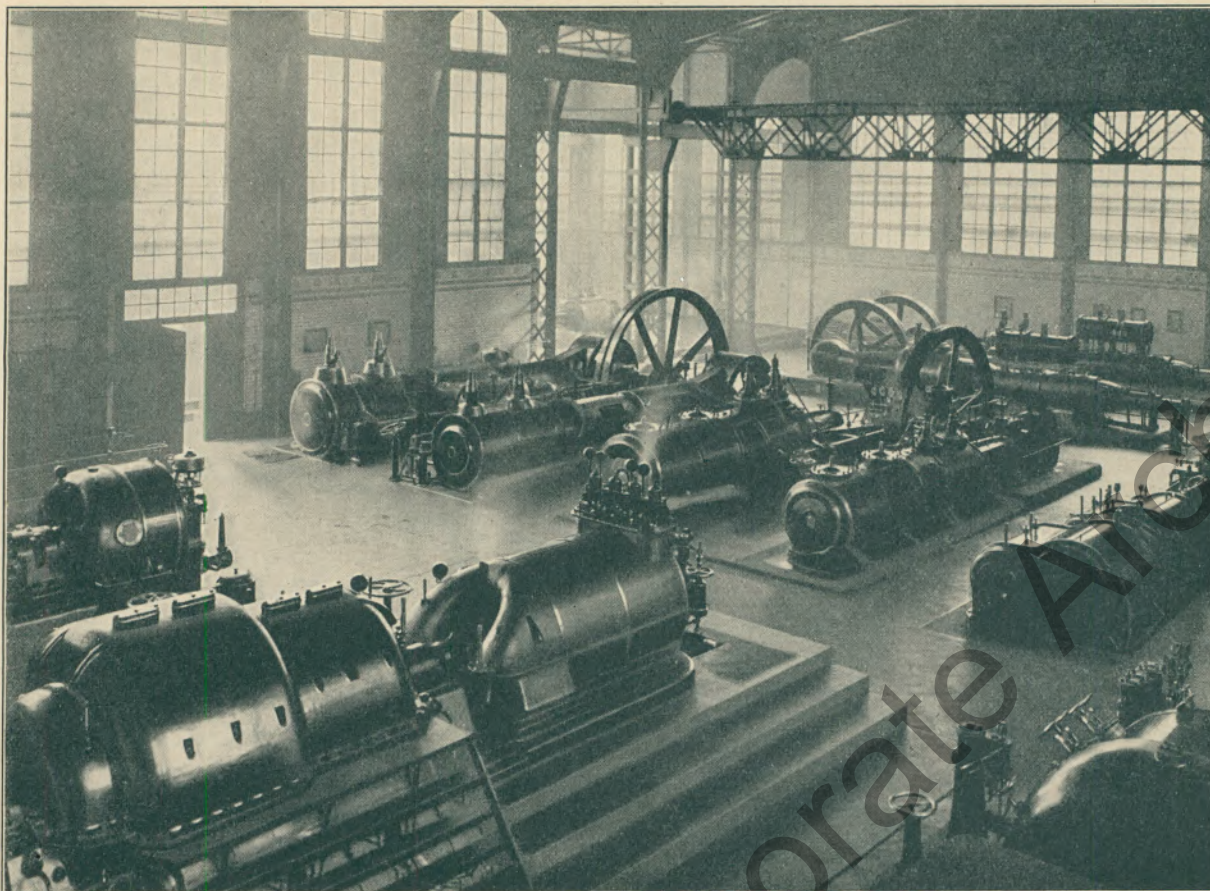
Ein schon dem Nichtbergmann erkennbarer Unterschied zwischen dem englischen und dem Ruhrbergbau liegt in den von der Natur gegebenen Lagerungsverhältnissen: in England mehrere Becken mit wenigen, meist ganz flach einfallenden Flözen, von denen die oberen schon in verhältnismäßig geringer Teufe liegen, im Ruhrgebiet unter einer

nach Norden immer mächtiger werdenden Deckenschicht zahlreiche Flöze in dichter Aufeinanderfolge, flach, mittelfeils und



Zeche und Kokerei „Karolinenglück“ der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

Die vorstehende Aufnahme zeigt deutlich, wie sehr sich das äußere Gesicht eines Kohlenbergwerks in den letzten Jahren verändert hat. Vorlieh noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt einzig und allein der Förderturm mit den beiden Seilscheiben den „Schwarzen Hebie“ seiner charakteristischen Zug, so ist er heute zu einer, äußerlich gesehen, fast nebenfächlichen Einzelheit geworden (vgl. obiges Bild ganz rechts neben dem äußersten Schornstein), die sich in den zur Veredelung und Auswertung der Kohle bestimmten Anlagen beschließen einleitet.



Kraftzentrale der Zeche „Karolinenglück“ bei Bochum.

steil gelagert und durch große und kleine, in ihrem Ausmaß vielfach erst während des Abbaues feststellbare Verwerfungen gestört. Die Mächtigkeit der Flöze ist in England und im Ruhrgebiet nicht wesentlich voneinander unterschieden, jedoch werden in England Flöze unter 0,80 m in der Regel nicht gewonnen, während im Ruhrgebiet noch Flöze mit nur 0,50 m reiner Kohle mit abgebaut werden müssen.

Interessant ist ein Vergleich zwischen dem Verhältnis von Oberflächenausdehnung und Kohlenreichtum in England und im Ruhrbezirk. Der englische Kohlenbergbau verfügt bei einem Vorrat von rund 140 Milliarden Tonnen über ein Gebiet von etwa 100 000 qkm, während die Kohlenablagerungen des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbeckens bei einem Vorrat von 120 Milliarden Tonnen sich unter einer Oberfläche von 6000 qkm zusammendrängen. Eine Folge dieser verschiedenen Lagerungsverhältnisse ist auch, daß die Zechen des Ruhrgebiets viel schneller in größere Teufen mit schwierigeren Betriebsverhältnissen vordringen müssen. Die durchschnittliche Teufe der Ruhrzechen beträgt daher schon 600 m, während die Kohlengruben in England erst auf einer durchschnittlichen Teufe von 300 m angelangt sind, obgleich sie nach Herbst seit 1885 etwa die 3,3fache Kohlenmenge als die Zechen des Ruhrgebiets gefördert haben. Als weiterer, schon äußerlich erkennbarer Unterschied kommt hinzu, daß das Ruhrgebiet zu den dichtest bevölkerten Gegenden Europas zählt, Sitz einer sehr intensiven Industrie ist und von einem engen Eisenbahnnetz durchzogen wird. Bodensenkungen müssen sich infolgedessen bei uns viel ernster auswirken als in den englischen Bergbaubezirken, in denen die Landwirtschaft noch eine größere Rolle spielt und die Besiedelung daher viel dünner ist. Die Belastung des Bergbaues durch Bergschäden ist daher in England bedeutend geringer als im Ruhrgebiet, und zwar beläuft sie sich, auf die Tonne Gesamtförderung berechnet, auf nur 4 bis 8,5 Pf. gegenüber dem zehn- und zwanzigfachen Betrag im Ruhrgebiet.

Die Tagesanlagen.

Die Lebensdauer einer Ruhrzeche ist wegen des größeren Kohlenvorrats je qm Oberfläche in der Regel größer als die einer englischen Kohlengrube, und so machten unsere Tagesanlagen bei den englischen Besuchern durch ihre Ausdehnung, Großzügigkeit und Güte ihrer Bauweise allgemein einen besonderen Eindruck. In England sind die Tagesanlagen viel einfacher und, da vielfach die Kohle nur klassiert wird und Kokereien weniger häufig sind, auch nicht so umfangreich. Immer wieder finden die geräumigen und sauberen Waschkäusen für Arbeiter und Beamte sowie die Bergmannsfiedlungen mit ihren schmucken Häusern und Gärten Erwähnung, was um so verständlicher ist, als der englische Bergmann sich nicht auf der Grube umzuziehen pflegt, sondern in seiner schmuggigen Arbeitskleidung seinen vielfach langen Heimweg zurücklegen muß. Auch stehen die Wohnungsverhältnisse des englischen Bergmanns im Durchschnitt nicht auf der hohen Stufe wie im Ruhrbezirk. Die günstigen Einwirkungen der deutschen Sauberkeit und Pflege auf die Arbeitsfreudigkeit der Bergarbeiter werden nicht verkannt. Auch wird zugegeben, daß bei Erstellung der Tagesanlagen stets das Bestreben obwaltet, in ihnen die neuesten Erfahrungen und den neuesten Stand der Technik zur Geltung zu bringen. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch die Bauart unserer Fördertürme, welche die englischen Fördertürme an Höhe und Gewicht bei weitem übertreffen, sowie ihre Bedachung besondere Aufmerksamkeit erregten. Die Turmförderanlage der Schachtanlage Minister Stein, Schacht Rirdorf, begegnete begreiflicherweise starkem Interesse.

Bei den Kraftzentralen fanden vor allem die Gasmaschinenzentralen Beachtung und günstige Beurteilung, wenigleich es auch nicht an Stimmen fehlte, welche die erhebliche Raumbeanspruchung dieser Zentralen, die ebenso groß ist wie bei einer Hochdruckdampfturbinenanlage von vielleicht zehnfacher Leistungsfähigkeit, bemängelten. Im ganzen wird jedoch die



Die Turmförderanlage des Schachtes „Emil Rirdorf“
Zeche „Minister Stein“, Dortmund, der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“.

Meinung vertreten, daß die Kraftverzeugung im Durchschnitt im Ruhrgebiet nicht teurer ist als in England.

Aufmerksamkeit erregten auch die ausgedehnte Verwendung von Druckluft und die geringe Anwendung von Elektrizität als Antriebskraft im Unter- und Obertagebetrieb der Ruhrzechen sowie die Tatsache, daß selbst als Mittel der Kraftübertragung von über Tage aus Druckluft und nicht Elektrizität benutzt wird. Dieser Unterschied in der Kraftwirtschaft zwischen dem englischen und dem Ruhrbergbau ist in der Tat der Beachtung wert. Die in Elektromotoren unter Tage eingesetzte PS-Zahl ist in England etwa viermal so groß als im Ruhrgebiet (ohne Berücksichtigung der Wasserhaltung), die PS-Zahl der im Abbau vorhandenen elektrischen Maschinen, auf die gleiche Förderung bezogen, ist sogar rund 120mal größer².

Die Ausrichtung.

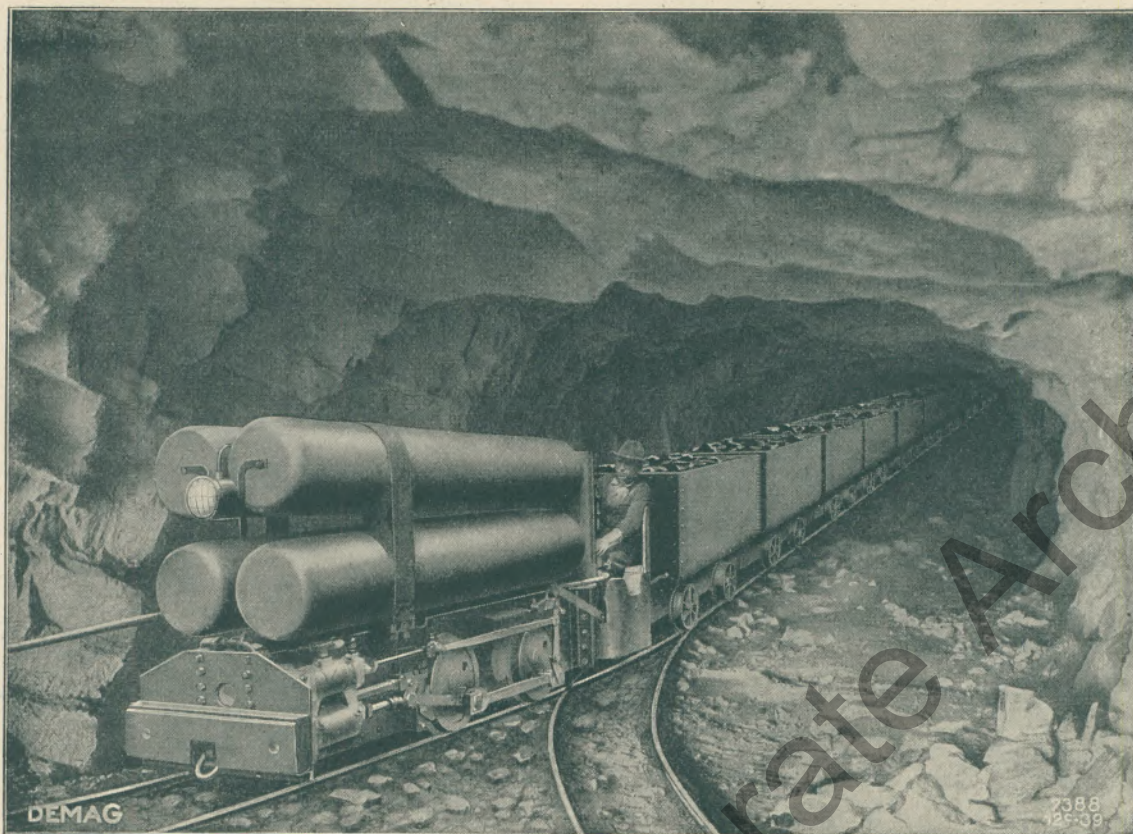
Die verschiedenen Lagerungsverhältnisse der Kohlenvorkommen in England und im Ruhrgebiet bedingen eine grundsätzlich von der englischen abweichende Methode der Ausrichtung. Während in Deutschland der Glözvorrückung und dem Abbau umfangreiche, kostspielige und zeitraubende Gesteinsarbeiten durch Auffahren von Hauptquerschlägen, Richtstrecken, Blindschächten und Ortsquerschlägen vorausgehen müssen, vermeiden die Engländer Gesteinsarbeiten fast voll-

ständig; sie stellen vielmehr die Haupt- und Nebenförderstrecken in den flach gelagerten Flözen selbst her und sichern sie durch feistliche Bergemauern, deren Material aus dem Nachreißen des Hangenden gewonnen wird. Infolge der einfacheren und schnelleren Sohlenbildung kann die Kohlen Gewinnung zu einem verhältnismäßig viel früheren Zeitpunkt einsetzen als bei einer in Ausrichtung begriffenen Ruhrzeche, ein Umstand, der erhebliche Kapital- und Zinssparnisse mit sich bringt. Der gute Zustand, der sorgfältige Ausbau unserer Sohlengesteinstrecken fanden ebenso sehr Bewunderung wie die im Vergleich zu den Hauptförderstrecken der englischen Kohlengruben geringeren Unterhaltungskosten. Auch die großen und geräumigen Füllorteinrichtungen finden rückhaltlos Anerkennung, wenn auch vielfach der Eindruck vorzuherrschen scheint, daß wir die Notwendigkeit einer guten Beleuchtung und eines weißen Anstrichs der Füllörter noch nicht durchweg erkannt zu haben scheinen.

Der Abbau.

Der gute Zustand der Abbaustrecken sowie des Hangenden und Liegenden der Flöze wird mehrfach hervorgehoben und dabei erwähnt, daß von Natur aus das Nebengestein im Ruhrgebiet wahrscheinlich besser und widerstandsfähiger ist als in England, ein Urteil, das zweifellos nicht zutrifft. Ganz neu scheint den englischen Besuchern die Verwendung unseres Versatzdrahtes gewesen zu sein, der als sehr vorteilhaft und

² Winkhaus, Betriebsindrücke aus dem englischen Steinkohlenbergbau Glückauf, 1928, S. 1637.



Druckluftlokomotive.

Erbauerin: Demag, Duisburg.

nachahmenswert hingestellt wird. Der Ausbau der Abbau-
strecken, besonders aber der Abbauräume, findet allgemeine
Beachtung, und es wird der Meinung Ausdruck gegeben, daß
der Ruhrbergmann in der Kunst des Ausbaus es zu einer be-
sonderen Vollendung gebracht habe.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem englischen und
dem Ruhrkohlenbergbau besteht in der Art der Kohlenge-
winnung. Während der Ruhrbergbau heute den Abbau-
hammer in überwiegendem Maße anwendet und die Schräm-
maschine sowie die Schieß- und Hackenarbeit gegenüber den
Abbauhämmer nur eine geringe Rolle spielen, steht in Eng-
land die Schrämmaschine zusammen mit der Schieß- und
Hackenarbeit im Vordergrund, wogegen der Abbauhammer
bisher nur geringe Anwendung gefunden hat. Der Wider-
streit der Meinungen konzentrierte sich infolgedessen sehr stark
auf die Frage „Abbauhammer oder Schrämmaschine?“. So
vertritt die eine Partei den konservativen Standpunkt, daß
der Abbauhammer für den englischen Bergbau kein geeignetes
Werkzeug darstellt, während die andere Partei eine verstärkte
Anwendung des Abbauhammers durchaus für möglich hält und
der Ansicht ist, daß der englische Bergbau sich an der meister-
haften Anwendung und Führung des Abbauhammers durch
den deutschen Bergmann ein Beispiel nehmen kann.

Die Förderung.

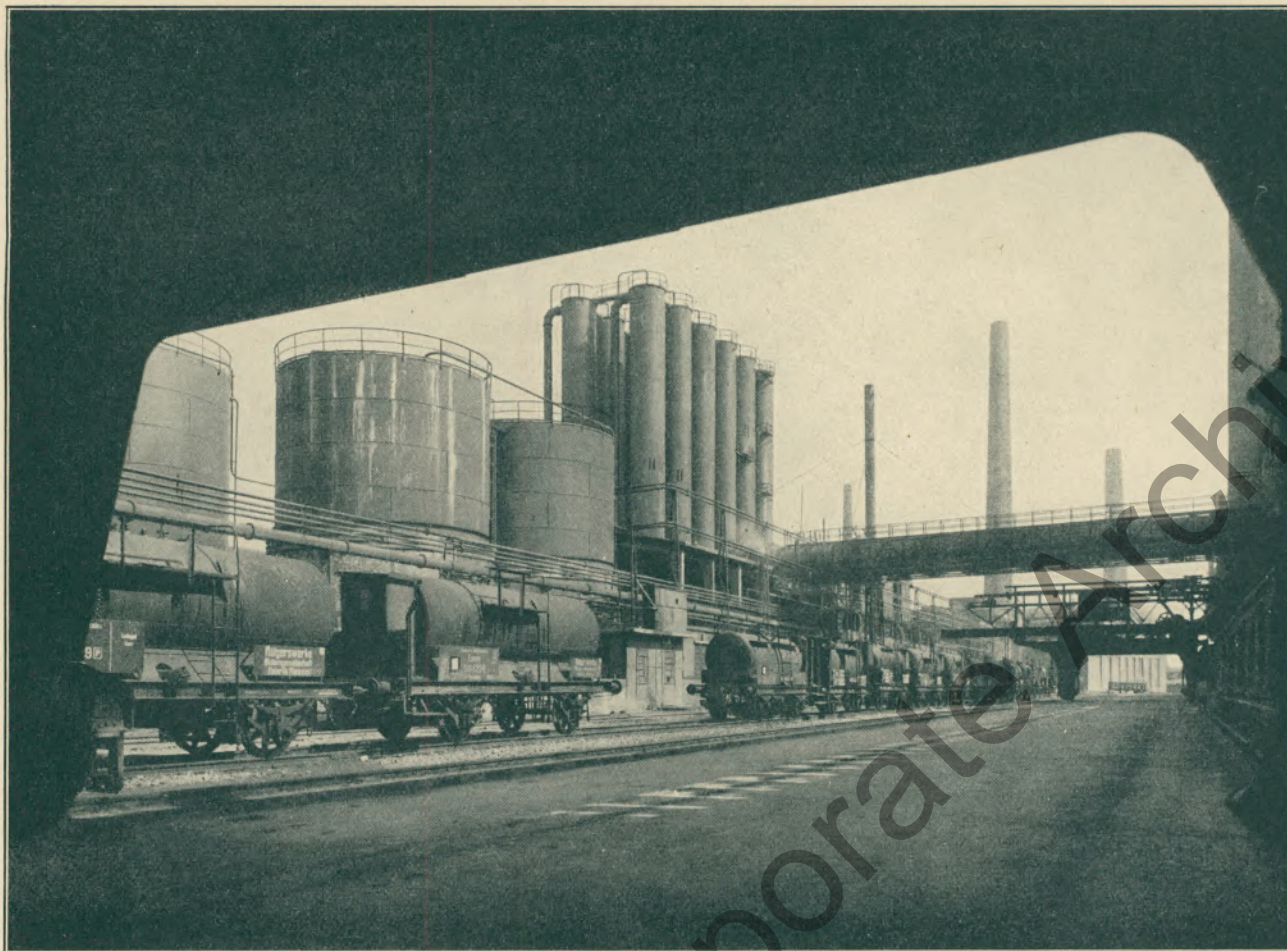
Die Hauptstreckenförderung wird in England weit weniger
durch Lokomotiven als durch Seilbahnen bewerkstelligt, eine
Tatsache, die z. B. in der je Schachanlage zu bewältigenden
geringeren Fördermenge ihre Erklärung und Berechtigung
findet. Der Hauptgrund für das Vorherrschen der Seilbahn
ist jedoch darin zu sehen, daß die Förderstrecken innerhalb der
Flöze liegen und infolgedessen nicht föhlig verlaufen, sondern
meist ein Einfallen von 3 bis 5° aufweisen und Mulden und
Sättel besitzen, so daß die Einrichtung einer Lokomotivförde-
rung in ihnen vor fast unlösbare Aufgaben gestellt sein würde.
In dieser langsamen, wenig leistungsfähigen und hohe Lohn-

kosten verursachenden Seilbahnförderung liegt zweifellos einer
der schwächsten Punkte des Untertagebetriebes der englischen
Kohlengruben, ein Umstand, der auch von einem Teil der Be-
sucher anerkannt wurde, während ein anderer Teil in dem
Übergang von der Seilbahn zur Lokomotivförderung oder
überhaupt in einer Änderung der heute in England üblichen
Streckenförderung keinerlei Vorteile erblicken kann. Dieses
Urteil ist zweifellos insofern berechtigt, als sich der englische
Kohlenbergbau die im Ruhrgebiet übliche Sohlenbildung
nicht leisten kann und somit Lokomotivförderung nur in ge-
ringem Maße möglich ist; dagegen wird sicherlich die Band-
förderung größere Aussichten besitzen. Neben den leistungs-
fähigen elektrischen Fahrdrathlokomotiven machten auch die
Hochdruckluftlokomotiven Eindruck.

Wetterführung und Bergpolizeivorschriften.

Die Wetterführung, die große Leistung der Ventilatoren
und die trotz der großen Teufen niedrigen Temperaturen der
Betriebspunkte werden besonders günstig beurteilt. Diese
Stellungnahme braucht nicht zu überraschen, denn die eng-
lischen Gruben verwenden im allgemeinen nicht die große
Sorgfalt auf die Wetterführung wie wir; auch hat die Con-
derbeterwetterung in England eine verhältnismäßig geringe Ver-
breitung.

Die Disziplin der Belegschaft und die genaue Beachtung
der Bergpolizeivorschriften finden allgemein Anerkennung.
Von der Beachtung der Gesteinstaubvorschriften wird als von
der „Anbetung eines Fetisches“ gesprochen. Die vorherr-
schende Meinung bevorzugte jedoch das englische System, nach
welchem die Grubenleitung und auch die einzelnen Berg-
arbeiter nicht so sehr unter dem Druck zahlreicher Vorschriften
arbeiten, sondern es ihnen mehr oder weniger überlassen ist,
aus eigener Initiative für ihre Sicherheit zu sorgen. Dabei
wurde der Ansicht Ausdruck gegeben, daß der britische Berg-
arbeiter hinsichtlich dieser eigenen Initiative weiter zu sein
scheine als der deutsche.



Ausschnitt einer modernen Kokerei.

Anlagen zur Nebenproduktengewinnung.

Die Aufbereitung und Kokerei.

Allgemeine Beachtung findet die Tatsache, daß der größte Teil der Ruhrkohlenförderung aufbereitet wird, während in England nur etwa 20 Prozent der Förderung der Aufbereitung unterworfen werden. Die neuzeitlichen Waschen des Ruhrgebiets mit ihrer Staubabsaugung und den bisweilen vorhandenen Flotationsaggregaten finden allgemeine Anerkennung.

Rückhaltlos wurde die Überlegenheit der Kokereien und Nebenproduktengewinnung des Ruhrgebiets dem englischen Kokereiwesen gegenüber, das erst in geringerem und weniger intensivem Maße auf Nebenproduktengewinnung eingestellt ist, zugegeben. Selbst die alten Kokereien des Ruhrgebiets sind den englischen Durchschnittsanlagen gegenüber noch als modern anzusehen. Es werden nicht nur die hohe Ofenleistung und die ausgedehnte Nebenproduktengewinnung betont, sondern auch die weitgehend mechanisierten Arbeitsvorgänge des ganzen Kokereibetriebes als vorbildlich bezeichnet. Die Gesteinskosten je Tonne Koks sollen in England drei bis sieben Mark höher liegen als in Deutschland, wobei jedoch nicht zu erwähnen vergessen wird, daß der westfälische Koks nicht so hart und rein sei wie der englische — zweifellos ein etwas subjektiv gefärbtes Urteil.

Allgemeines.

Der allgemeine Eindruck der englischen Besucher war, daß, wenn auch der Ruhrkohlenbergbau technisch als auf der Höhe der Zeit stehend angesehen werden muß und, soweit die Beeinflussung der Gesteinskosten von rein technischer Seite in Betracht kommt, alles geschehen ist, um diese so niedrig wie möglich zu halten, der Wettbewerb der Ruhrkohle auf dem Weltmarkt von England nicht gefürchtet zu werden braucht und „mehr als ein Phantom denn als Wirklichkeit“ anzusehen sei. Die schwierigen Verhältnisse, unter denen der Ruhr-

bergbau arbeitet, werden sehr richtig erkannt. Besonders hervorgehoben werden die hohen Knappschafts- und Pensionskassenbeiträge sowohl der Arbeitnehmer als auch der Arbeitgeber, die hohen Steuern und die beträchtlichen Zinsaufwendungen, die Unmöglichkeit, bei der Bindung durch das Kohlenwirtschaftsgesetz die Kohlenverkaufspreise selbstständig festzusetzen, und die Schwierigkeit, Schachtanlagen stillzulegen, auch wenn sie mit Verlust arbeiten. Es herrscht daher allgemein die Ansicht, daß das Ruhrgebiet noch lange zu tun haben werde, ehe annehmbare Gewinne aus den verhältnismäßig niedrig kapitalisierten Unternehmungen zu erwarten sind, und daß die heutigen Selbstkosten des Unter- und Tagebetriebes der Ruhrzechen keine Veranlassung geben, „das Wasser im Munde zusammenlaufen zu lassen“. Dieses Urteil ist um so ernster zu bewerten, als die Mehrzahl der englischen Gruben der Gunst der natürlichen Verhältnisse durchaus noch nicht alles abgerungen hat, dem englischen Kohlenbergbau vielmehr noch erhebliche Reserven zur Verfügung stehen, um die Wettbewerbsfähigkeit der englischen Kohle auf dem Weltmarkt weiterhin in fühlbarer Weise zu steigern. Diese Reserven liegen sowohl auf technischem als auch auf organisatorischem Gebiet. Auf technischem, als die Mechanisierung der Kohlengewinnung des englischen Kohlenbergbaus erst in den Anfängen steht — nur 23 Prozent der Förderung wurden 1927 maschinenmäßig gewonnen gegenüber 53 Prozent in Frankreich (1926), 67 Prozent in Belgien (1926) und 82 Prozent im Ruhrgebiet — und auch Aufbereitung und Nebenproduktengewinnung noch sehr entwicklungsfähig sind. Auf organisatorischem Gebiet, als die Zusammenlegung der Zechen und die Zentralisierung der Förderung erst begonnen haben und eine straffe Verkaufsorganisation, wie sie der Ruhrbergbau im Rheinisch-Westfälischen Kohlen Syndikat besitzt, in England noch fehlt.



Im „alten Mann“.
Radierung von Franz Strosche, Wien.

Theodor Obermeyer.

Zehn Ausschnitte aus dem gleichnamigen Roman von Wilhelm Engelke.

(Copyright 1929 by Georg Westermann, Braunschweig.)

VII. Ruhrkampf.

Die zermürbende Wirkung der Leidenszeit machte sich schon während der frühen Sommerwochen selbst in den Kreisen der Industrieführer geltend.

Da trat Obermeyer auf den Plan.

In Zusammenarbeit mit Freise und Birnbaum berief er maßgebende Berufsgenossen der nächsten Umgebung auf einen Sonntagvormittag in das geräumige Haus Wachholzens, des Direktors von Zeche Rübenbrink. Auch an die Reichsregierung ließ er eine Einladung ergehen, und es meldete sich am Morgen des in Aussicht genommenen Tages ein Berliner Oberregierungsrat.

Tiefe Niedergeschlagenheit lag über der Versammlung, in der jeder von neuen Schikanen und steigenden Erfolgen des Feindes und von bedenklichen Anzeichen der nachlassenden Haltung des Ruhrvolkes zu berichten mußte.

Obermeyer sprach ein paar einleitende Worte über den Zweck der Zusammenkunft: man wolle sich über die Aufgaben der nächsten Zeit, in der der Widerstand durch Verhandlungen abgelöst werden müsse, klar werden; der Vertreter der Reichsregierung werde erst im späteren Verlaufe der Aussprache das Wort nehmen; zu einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes habe sich Herr Birnbaum bereit erklärt.

Dieser schilderte in einem kurzen Rückblick den Hergang des Ruhrkampfes und machte dann eine Bilanz der tatsächlichen Lage auf. „Es ist uns nicht gelungen, dem Feinde den Rohstoff vorzuenthalten, den er zum Betriebe seiner Hochöfen unbedingt benötigt: unseren Koks. Der Feind hat ihn auch heute noch nicht in der erforderlichen Menge, aber eine Groß-

zahl seiner Hütten arbeitet bereits. Hinsichtlich des Restes, der drüben noch feiern muß, kann er einen nicht zu unterschätzenden Trost darin finden, daß die Konkurrenz unseres Ruhrlandes lahmliegt; die in der Warenknappheit bedingte Höhe der Weltmarktpreise von Stahl und Eisen sichern ihm einen Gewinn, der den Einnahmeverlust der noch stillliegenden Werke teilweise wettmacht. Wirtschaftlich sind wir — ich will noch nicht sagen: besiegt — aber doch weiter zurückgedrängt worden, als wir erwarteten. Also Frieden schließen? Nein, würde ich vorschlagen, wenn nicht die Bevölkerung in ihren Mitteln so erschöpft wäre und das Reich, das sich in einem finanziellen Zusammenbruche ohnegleichen befindet, uns nur einigermaßen helfen könnte. Also doch Frieden schließen? — Das ist nicht unsere Sache, sondern Aufgabe der Regierung.“

Einige Herren in der Versammlung bezeichneten selbst diese ernste Beurteilung als zu optimistisch; der Verfall der Ruhrwirtschaft sei so weit vorgeschritten, daß zum Wiederaufbau nichts mehr reize. Der Besitzer einer Gießerei erzählte, daß er den Gedanken erwäge, mit seinen fähigsten Leuten wegzuziehen und in einem anderen Lande von vorn anzufangen; in dieser Atmosphäre der Bespitzelung durch den Feind und sogar eines Teiles der eigenen Arbeiterschaft sei kein Atmen mehr.

Der Eindruck, den die Äußerung in der Versammlung hervorrief, bewies, daß die Hoffnungslosigkeit von einer Reihe der Erschienenen geteilt wurde. Ihr Sprecher wurde Herr Niesling, ein Betriebsdirektor der Waggonfabrik Excelsior, der nach dem Kriege Mitglied der Nationalversammlung ge-

wesen war und seitdem mißverständene Bismarckworte unnützlich im Munde führte.

„Ich glaube“, rief er mit Emphase, „daß wir bei Fortdauer der Besatzung dem Schicksale nicht entgehen werden, uns vorübergehend vom Reiche lösen zu müssen. Eigentlich ja von Preußen, das von unseren Feinden immer noch als Bedrohung ihrer Sicherheit angesehen wird. Wir dürfen in dieser Zeit den Sentimentalitäten keinen Raum gönnen, sondern müssen Realpolitik treiben, das heißt, den Gegnern ihr wichtigstes Argument aus den Händen schlagen und — für einige Zeit wenigstens — ihren Forderungen Rechnung tragen. Sonst gehen wir alle vor die Hunde.“

Birnbaum meldete sich erregt zum Wort.

„Ich schäme mich, daß ein solcher Vorschlag in unserer Mitte hat lautwerden dürfen. Wir stehen und fallen alle mit unserem Preußen! Die einzige Entschuldigung für die Worte des Herrn Miesling erblicke ich in seiner zeitweiligen Berührung mit der instinktiv verwirrenden Parlamentspolitik ...“

Miesling rief heftig: „Bitte, keine Sentiments, sondern Realpolitik!“

„Traurige Realpolitik, der da, wo sie kämpfen soll, nichts anderes einfällt als: Rechnung zu tragen. Man muß es zweimal sagen: Rechnung tragen!“

Birnbaum trat unter starker Unruhe der Versammlung ab; es blieb unentschieden, ob sie für oder gegen ihn war.

Freise meldete sich.

„Wie oft schon haben Feinde, die von Westen kamen, tiefer in unserem Lande gestanden als heute! Vor zweitausend Jahren zum Beispiel sind die Römer bis an die Elbe vorgedrungen und doch an der Weser erlegen ...“

„Bitte, keine historischen Exkurse; wir schreiben 1923!“ warf Miesling scharf ein.

„Gedulden Sie sich nur“, fuhr Freise ruhig fort, „dann werden Sie schon sehen, wie gegenwartsnah das alles ist. — Hat Hermann, der den Varus schlug, Rechnung getragen? Er hat die Rechnung beglichen, und das ist wohl ein Unterschied, der auch für uns heute noch nicht gegenstandslos geworden ist. Hermann hat sich zwar nicht geschämt, mit dem Markomannen Marbod zu paktieren; aber um der Freiheit willen! Auch heute geht's nach meiner Meinung um einen Pakt mit weiten Zielen. Der Grund ist folgender: Vor dem Kriege besaßen wir zu unserem westfälischen Roks das lothringische Erz. Heute hat Frankreich die Minette, und wir sehen mit unseren eigenen Augen, daß es unseren Roks haben muß. Muß! In dieser Abhängigkeit, daß Roks und Minette, die das Friedensdiktat auseinanderreißen, sich suchen: darin liegt die Paktmöglichkeit und — wirtschaftlich gesehen — die Paktnotwendigkeit. Selbst wenn der Feind uns hier militärisch niederringt, so bringt ihm das noch immer nicht die unbedingt erforderliche Menge Roks; die kann er — auf die Dauer wenigstens — nur mit unserem Einverständnis haben. Wenn diese Frage richtig angepackt wird, nicht von Politikern, sondern von Wirtschaftlern: ja, ich bin kühn genug, zu glauben, daß auf diese Weise einmal der alte Streit zwischen uns und den Franzosen ein Ende finden könnte! Es wäre nicht nur der Friede im Westen, sondern in Kontinentaleuropa, da ja von außen her durch unaufhörliche Fehden und Kriege daran verhindert wird, einmal — sagen wir: dreißig Jahre nur — ernsthaft an seine eigenen Interessen zu denken. Diese dreißig Jahre würden ein politisches Damaskus von noch völlig unabschbbaren, beglückenden Folgen werden.“

Es wurde ganz still in der Versammlung; gerade die Besucher der unerbittlichsten Tatsachenmenschen, die da auf den Stühlen saßen, spannten sich zu ernster Aufmerksamkeit.

* Eine andere, außerordentlich interessante geschichtliche Parallele zieht der Aufsatz „Karthagos Untergang“ von Dr. H. Spethmann im Juliheft 1927, auf den wir empfehlend verweisen. Die Schriftleitung.

„Dazu ist erforderlich“, fuhr Freise fort, „daß wir, das Ruhrvolk, nicht wehleidig werden. Unser Widerstand ist schon der Beginn der Verhandlung mit dem Partner. Wenn die Franzosen am Ende der Einbruchszeit mit einem erleichterten „Uff!“ von dannen ziehen, dann, aber nur dann ist Hoffnung auf das, was uns im Kriege militärisch mißlang: sie zur Bündnisbereitschaft zu bringen. Das ist eine Aufgabe, für die unser Westfalenvolk seit der Varusschlacht seine besondere Eignung erwiesen hat. Wir sind ja heute noch im Zweifel, ob der Römervertilger Hermann oder Arminius hieß; von seinem Leben vermögen wir auch nicht viel anzugeben, und er selbst hat sicherlich seinen Ehrgeiz nicht darin gesucht, in den Reparationsprovinzen Rheinland und Westfalen auch nur vorübergehend Minister zu werden; aber unaufhebbar fortwirkend lebt die stumme, heiße Lat dieses halb Namenlosen. Zeigen wir, wenn wir schon den veränderten Umständen — Rechnung tragen wollen, daß wir trotz allem seine Nachfahren sind. Auch unsere Freiheit hängt von den Laten ab, die wir den gegenwärtigen Ereignissen aufprägen werden. Es wird darauf ankommen, ob die Geschichte sie als französischen Ruhrreinbruch oder als deutschen Ruhrwiderstand verzeichnen wird.“

Freise hatte sich längst gesetzt, und noch immer lag ernstes Schweigen im Raume. Da erhob sich der Berliner Oberregierungsrat.

„Es ist falsch, anzunehmen, daß das Reich Ihrem Widerstande teilnahmslos gegenübersteht. Vergessen Sie nicht: wir rasen in den größten Währungsverfall der Weltgeschichte, und es ist noch nicht sicher, ob die Regierung vom Auslande als verhandlungsfähig anerkannt bleibt. Dazu kommen die anderen Kampfplätze in Schlesien, Pommern, Preußen und an der Saar, und schon sind auch Anzeichen innerer Schwierigkeiten sichtbar; wir wissen, daß es aus ganz verschiedenen Gründen und mit ebensolchen Zwecken im Süden, an der Wasserkante und namentlich im besetzten Gebiete gärt. Wir haben der Tatsache ins Auge zu sehen, daß nicht 1918, sondern 1923 das ernsteste Jahr des letzten Zeitalters und vielleicht der deutschen Geschichte überhaupt ist. Es geht ums Ganze, meine Herren, und ich kann Ihnen keine weitere Hilfe bringen als die nüchterne Erkenntnis, daß Sie auf verlorenem Posten kämpfen und trotzdem um des Ganzen willen aushalten müssen.“

Es folgte eine kurze Aussprache. Die Einordnung des Ruhrkampfes in den großen Zusammenhang deutschen Widerstandes munterte auch die Pessimisten auf. Selbst Miesling schwieg völlig. Da sprach Theodor das Schlußwort.

„Wir werden selbstverständlich der Weisung der Reichsleitung folgen. Aber da man am Ende doch verhandeln muß, so erwächst der Regierung die Aufgabe, hierfür Aufträge zu erteilen und Unterhändler zu bestimmen. Führende Männer der deutschen und feindlichen Wirtschaft werden sich da schneller einigen als Diplomaten; das sollte die Reichsleitung zeitig genug bedenken! Aber auch am Verhandlungstische werden Zähigkeit und Dauer des Widerstandes unser Gewicht verstärken, und ich möchte an ein Bild anknüpfen, das die Worte des Herrn Direktors Freise in mir erweckten: der Ruhrreinbruch ist eine Münze, deren Avers der Feind schlägt. Den Revers, der zum Beispiel bei unseren Talern die Wertmarke trägt, schlagen wir! Es wird somit auch von unserer Prägung abhängen, ob sie sich für den Umlauf eignet und — zu welchem Werte sie laut Stempel angenommen werden muß.“

VIII. Von der Werkfähigkeit.

Sie traten aus den Häusern heraus, und Hasley-Steinfeld stand mit seinen mächtigen Hallenmassen voll erleuchteter Fenster, mit Schornsteinen und Fördertürmen vor ihnen in der Dämmerung des milden Abends. Die jetzt unmittelbar andringenden Arbeitsgeräusche brandeten an den letzten Häu-



Bohrer im Querschlag.
Radierung von Franz Strosche, Wien.

fern der Stadt und erfüllten den weiten, freien Luftraum mit fühlbar gesteigerter Schallkraft. Der Erdboden rummelte.

„Ich glaube nicht fehlzugehen“, meinte Kerstin, „wenn ich annehme, daß man dir die Kraft von Hagley-Steinfeld ein wenig übelnimmt. Vorkäufig wenigstens.“

„Dann muß man halt die Ohren steifhalten, bis der Irrtum eingesehen wird. Wie der Geist den Körper, so braucht die Wirtschaft die materiellen Werte zum Leben. Ohne die ist sie ein Gespenst. Aber in meinem ganzen Dasein habe ich nach diesen Werten nicht um ihrer selbst willen gestrebt; mich trieb die innerlichste gefühlte Verantwortung für das Wirtenskönnen in ihnen; für mich, für meine Angestellten und Arbeiter. Hier, in solchen Werken wie dem da drüben, liegen die Brunnen, aus denen für unser Volk das neue Leben quillt, und nicht aus gefüllten Sparstrümpfen. Die erzeugen noch nicht ohne weiteres Arbeit, aber Arbeit füllt allmählich wieder die Sparstrümpfe.“

„Ich gebe zu, daß auch du Opfer gebracht hast ...“

„Das ist das richtige Wort: Opfer! Du kennst mich lange

genug, um zu wissen, ob ich mich als Besitzer dieses Werkes oder als Vorsitzender des Aufsichtsrates unserer Aktiengesellschaft wohler fühle. Es wäre mir im letzten Jahre ein leichtes gewesen, die Aktionäre abzufinden und den früheren Zustand wiederherzustellen. Ich habe das nicht getan, weil ich in den Geldgebern nicht die Lückenbüßer sah, sondern die Mitbesitzer. Freilich gibt es da eine Grenze, an der ich haltmache und die ich niemals aus den Augen verloren habe: die Entscheidungsfreiheit der Leitung zum Zwecke ungehinderter, verantwortungsbewußten Wirkens! An die Spitze gehören Schaffer, nicht Raffer! Um Geld restlos in Arbeit einzusetzen, dafür muß man, wenn das deinen Ohren nicht a zu hart klingt, durch die niemals entbehrliche Schule privaten Schaffens mit all ihren Gefahren gegangen sein. Wer nicht persönliches Risiko getragen und sich dies Gefühl nicht dauerhaft anerzogen hat, ist kein freier Wirtschaftler. Aber das ist andererseits in seinem Bereiche schon jeder Arbeiter, der seine Pflicht tut und an Maschinen, Kraft und Material nichts verkommen läßt. Er und alle anderen, die auf dem Werke in dieser Weise

tätig sind, der Meister und der Ingenieur, der Buchhalter und der Betriebschef: die sind, was auch die Arbeitnehmer-gewerkschaften endlich mehr in den Vordergrund stellen sollten, die wahrhaft Werktätigen, nämlich die auf dem Werke und am Werke Tätigen.“

IX. Schlagende Wetter.

In diesem Augenblicke läutete der Fernsprecher auf dem Tische Sturm. Obermeyer nahm ihn.

„Wie? Auf Steinfeld? Schacht 2? Auf welcher Sohle denn?“

„Hat es Lote gegeben? — Ich komme sofort.“

Er legte verstört den Hörer hin, packte eilig seinen Block in den Schrank und schloß ihn ab. Dann, zu Gaston gewandt, sagte er: „Ich muß sogleich nach Steinfeld. Drüben sind schlagende Wetter aufgetreten, und es ist noch eine Anzahl von Leuten drunten.“

Die Zechentore waren geschlossen, um die draußen harrende und murrende Menge zurückzuhalten. Nur ab und zu kamen noch vereinzelte Grubenwehrleute, die ihre Freischicht und ihr Leben daransetzen wollten, den verunglückten Kameraden Hilfe zu leisten.

Theodor schritt über den schweigenden, von der Mittagssonne grell beschienenen Zechenhof und fragte im Verwaltungsgebäude nach den näheren Umständen der Katastrophe und nach Direktor Rieper.

Der diensttuende Steiger berichtete: „Bei den Aufschlußarbeiten auf Sohle 8 hatten sich in den vergangenen Tagen wiederholt Wetter gesammelt; auf Anordnung Direktor Riepers, der in der letzten Woche die Stelle zweimal persönlich untersuchte, ist die Beschalung sofort gründlich überholt und die Luftzuführung verstärkt worden; neu eingestellte Arbeiter, die hier beschäftigt waren, wurden gegen erfahrene Bergleute ausgetauscht.“

„Das wäre also in Ordnung.“

„Um halb zwölf Uhr kam dann heute die Meldung, daß auf Sohle 8 etwas passiert sei. Direktor Rieper ist sofort mit eingefahren und versucht zur Zeit, mit der Grubenwehr von Schacht 2 aus zu der Unfallstätte vorzudringen. Vor fünf Minuten gab er Meldung von unten, daß bis zur siebenten Sohle alles klar sei; er hat angeordnet, daß gleichzeitig vom alten Schacht 1 her eine zweite Kolonne vorgehen solle; sie sammelt sich dort gerade unter Führung von Bergassessor Harms.“

„Welche Weisung hat sie mitbekommen?“

„Dieser zweiten Abteilung hat Herr Direktor Rieper besondere Vorsicht empfohlen, weil ja die Strecken nach Schacht 1 hin ansteigen und deshalb durch aufstreibende Schwaden gefährdet werden können. — Die Signale, die der Plan für Grubenunfälle vorschreibt, habe ich sofort gegeben; alle Stationen sind besetzt; die Nachrichten ans Bergamt, an die Polizei und die Grubenrettungszentrale sind erfolgt. — Auf beiden Schächten ist außer den Ärzten und den Zechensanitätern bereits eine freiwillige Kolonne des Arbeiter-Samariterbundes anwesend.“

„Telephonieren Sie an Schacht 1, daß Herr Harms nicht einfährt; er ist noch zu kurze Zeit hier und kennt die Abbauten nicht genügend. Ich habe aber früher dort gearbeitet und werde deshalb die Bergungskolonne auf Schacht 1 selbst führen. Teilen Sie Herrn Rieper mit, ich würde von Sohle 7 aus — sagen Sie: bei den ehemaligen Rungischen Sprengungen! — durch den seigeren Schacht nach Sohle 8 vorzudringen versuchen; ich bin dort noch vor einer Reihe von Monaten mit einem auswärtigen Besucher hinuntergestiegen. Zum Schluß notieren Sie, daß ich mit sämtlichen Maßnahmen des Herrn Rieper einverstanden bin.“

„Hinzuzufügen hätte ich noch, daß auf Ersuchen Direktor Riepers die Gasschußgeräte unserer drei Zechen vor acht Tagen von der Essener Hauptstelle für Grubenrettungswesen kontrolliert worden sind.“

„Und der Befund?“

„Alles in Ordnung.“

„Dann gehe ich jetzt zur Raue nach Schacht 1. Glückauf!“

„Glückauf, Herr Obermeyer!“

Im Umwenden bemerkte er die Arbeitersamariter. Er ging auf die Leiterin zu, die sich seitwärts an einem Tische mit ihrem Verbandszeug zu schaffen machte und bei seinem Näherkommen den Kopf hob.

„Bist du hier, Agnes?“

„Theodor! — Du willst einfahren?“

„Das ist wohl meine Pflicht.“

Sie kam schnell hinter dem Tische hervor und reichte ihm die Hand.

„Ich kenne ja die Strecke hier unten von damals her ganz genau.“

„Ach ja, das stimmt ja auch. Hoffentlich könnt ihr auch von hier aus den armen Menschen helfen.“

Er reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Glückauf, Agnes!“

„Glückauf, Theodor!“

Der Förderkorb kam knackend und raschelnd nach oben. Als die Rettungsmannschaften einstiegen und das eiserne Gittertor sich hinter ihnen schloß, trat Agnes schnell heran und hob noch einmal die Hand zum Gruße. Zu spät; denn Harms hatte schon das Fertigsignal gegeben, und der Korb sank abwärts. Ihr nochmaliges helles „Glückauf!“ verklang im Rauseln des Drahtseils.

Anfangs kamen nur vereinzelte Meldungen herauf: Sohle 6 und 7 klar; bis zum seigeren Schachte am Ausgange der Störungszone alles klar; der Trupp teilt sich jetzt in zwei Gruppen, die eine geht geradeaus weiter in Richtung auf Schacht 2, die andere dringt im seigeren Schachte abwärts nach Sohle 8.

Im nächsten Augenblick rasselt von unten der Fernsprecher. Harms nahm herzuspringend die Meldung an: die drei Mann, die im seigeren Schachte niederstiegen, sind abgestürzt, und starke Schwaden strömen herauf.

„Wer sind die drei?“

Der Mann unten wußte es nicht; entweder Mehrkens, Groll und Haberbeck, oder Kochanski, Breitling und Herr Obermeyer; denn Stelling stände an der Wettertür, Kemper sei Verbindungsmann, und er selbst, Behrens, sei bei der Teilung des Trupps nicht zugegen gewesen; er wolle Kemper oder Stelling fragen.

Unterdessen meldete Schacht 2, Mehrkens, Groll und Haberbeck seien dort eingetroffen, ohne irgend etwas Auffälliges bemerkt zu haben.

Durch die Bresche drang Rieper mit einer Rettungsgruppe zum seigeren Schachte vor.

Um sechs Uhr wurden die ersten Toten geborgen, Zugpersonal und Streckenarbeiter, die unter den Gesteinsmassen der vorderen Verschüttung gelegen hatten. Merkwürdigerweise trafen die Grubenwehrleute den Raum bis zum zweiten Bergbruche fast wetterfrei an.

So fügte sich aus Einzelheiten allmählich ein ungefähres erstes Bild: nach der Explosion waren die Schwaden, die zwischen den beiden Bergbrüchen im Querschlage eingeklemmt saßen, seitwärts im Stollen emporgewandert; von hier aus zogen sie dann im seigeren Schachte wie in einem Schornsteine aufstreibend nach Sohle 7 ab und mußten dort die niederwärts kletternde Rettungsgruppe auf vorläufig noch ungeklärte Weise überrascht haben.



Seilbahnstation im Stollen.

Radierung von Franz Strosche, Wien.

X. Heldentum des Alltags.

Um acht Uhr erschien auf beiden Schächten Ablösung. Agnes ging zum Doppelschacht hinüber und erkundigte sich nach dem Stande der Bergungsarbeit. Da kam gerade der Förderkorb herauf, langsam und schlurfend.

Kieper trat zuerst heraus und rief das Sanitätspersonal herbei.

Drei Tote.

Schweigend wurden sie auf Bahren gelegt. Körper und Gesicht waren schwarz und versengt.

Agnes fragte Kieper: „Sind das die vom seigeren Schachte?“

Er nickte.

Beim Niederbeugen erkannte sie in dem einen Theodor Obermeyer.

Agnes sah trauernd auf den toten Mann. Sein zertrümmertes Gaschützgerät lag neben ihm auf der Bahre wie ein verbeulter Helm.

„Ich habe ihn fast so lange gekannt, als ich denken kann. In der kleinen Stadt, in der mein Bewußtsein erwachte, war er für mich eben von allem Anfang an mit da, und heute mittag nun habe ich zum letztenmal mit ihm gesprochen. Zwischen diesen beiden Zeiten also glühte für ihn der rätselhafte Lichtstreifen, den man Leben nennt: wie ein Regenbogen mit Helligkeit und Farben vor dunkler Wetterwand. Und auch nur aus grauer Wolke auffpringend wie wir alle, und nach bunter Bahn ins Düstere niederstürzend. Aus Grau in Grau. Aus Grau in Schwarz ...“



Glauben Sie, daß Sie eine „Pferdestärke“ leisten können?

Von Dr. Th. Wolff.

Die Frage, die in der Überschrift dieses Aufsatzes gestellt ist, wird vielleicht viele unserer Leser in Erstaunen setzen und von ihnen, wenn sie diese zum Gegenstand des Nachdenkens machen sollten, mit einem entschiedenen „Nein!“ beantwortet werden. Denn um eine „Pferdestärke“ oder, wie sich der Techniker ausdrückt, 1 PS leisten zu können, müßte man eben die Stärke eines Pferdes besitzen, und das werden selbst die bizepsgewaltigsten unter unseren Lesern nicht von sich behaupten wollen. Dennoch aber behauptete ich, daß jeder normale Mensch imstande ist, unter gewissen Bedingungen eine Pferdestärke zu leisten, also eine Leistung zu vollbringen, die sonst nur durch ein Pferd oder einen Motor vollbracht werden kann. Um das zu beweisen und diese immerhin bemerkenswerte Tatsache unseren Lesern einleuchtend zu machen, ist es allerdings nötig, zuvor kurz auf den Begriff der „Pferdestärke“ des näheren einzugehen. Das ist vielleicht auch deswegen vorteilhaft, weil gerade mit dem Begriff der „Pferdestärke“, so ungeheuer wichtig und vielgebraucht er in unserem ganzen Leben geworden ist, doch oftmals sehr unklare Vorstellungen verknüpft werden.

Wie schon die Bezeichnung besagt, ist unser allgemein übliches Maß der maschinellen Arbeitsleistung hervorgegangen aus dem Vergleich mit der Arbeitsleistung eines Pferdes. Wenn ich ein Pferd an einen Wagen spanne, so wird es diesen in einer bestimmten Zeit auch immer nur um eine bestimmte Strecke fortbewegen können, deren Länge im wesentlichen abhängig ist von der Kraft des Pferdes und dem Gewicht der Ladung. Ebenso wenn ich ein Pferd an ein Pumpwerk spanne, um mit ihm Wasser aus einer Tiefe an die Oberfläche zu fördern; das Pferd wird dann in einer bestimmten Zeit immer nur ein bestimmtes Quantum fördern können. Angenommen, es soll auf diese Weise Wasser aus einer Tiefe von 10 Meter gefördert werden, so werden wir feststellen können, daß ein Normalpferd innerhalb einer Stunde eine Menge von ungefähr 18 000 Kilogramm Wasser (Liter) nach oben befördert hat. Pro Minute hat es demnach 300 und pro Sekunde 5 Kilogramm Wasser aus der angegebenen Tiefe nach oben geschafft. Es ist einleuchtend, daß das Pferd bei einer kleineren Förderstrecke entsprechend mehr Wasser gefördert hätte. Wäre das Wasser nur aus einer Tiefe von einem Meter zu fördern gewesen, so hätte das Pferd vermittelst des Pumpwerkes innerhalb einer Stunde 180 000, in einer Minute 3000 und in einer Sekunde 50 Kilogramm Wasser nach oben gebracht. In dieser Leistung, also innerhalb einer Sekunde ein Gewicht von 50 Kilogramm um einen Meter zu heben, haben wir ein Maß für die Kraft und Leistungsfähigkeit eines normalen Arbeitspferdes.

Unter Umständen kann jedoch ein Pferd seine Arbeitsleistung erheblich steigern, und ein Fall dieser Art war es, der zur Fixierung der „Pferdestärke“ im heutigen Sinne führte. Diese Fixierung wird auf James Watt, den genialen Verbesserer der Dampfmaschine, zurückgeführt. Watt hatte von einem Brauereibesitzer den Auftrag zum Bau einer Dampfmaschine erhalten, die damals in den industriellen Betrieben noch zu den größten Seltenheiten gehörte. Die Maschine sollte eine Wasserpumpe treiben, die bis dahin mit einem Pferde betrieben worden war, und der Brauer machte zur Bedingung, daß die Maschine zum mindesten dieselbe Leistungsfähigkeit wie der bis dahin verwandte Göpelgaul aufweisen müsse. Dem Brauer lag jedoch daran, bei dem Geschäft noch etwas mehr herauszuschlagen, und daher ließ er sein stärkstes Pferd acht Stunden hindurch an dem Pumpwerk arbeiten,

wobei er es ununterbrochen mit der Peitsche zur größten Anstrengung antrieb. Auf diese Weise erreichte der Gaul eine wesentlich höhere Leistung als im normalen Arbeitsbetrieb, denn er förderte während jener Zeit rund 2 000 000, in einer Sekunde also rund 70 Kilogramm Wasser um einen Meter, was ein Drittel mehr als die Normalleistung eines Pferdes ist. Der Brauer machte also zur Bedingung, daß die bestellte Maschine eine Mindestleistung von 70 Meterkilogramm pro Sekunde haben müsse. Watt ging auf diese Bedingung ein, erhöhte sogar, um ein rundes Maß zu haben, mit dem leichter zu rechnen war, die Leistungsfähigkeit der Maschine auf 75 Meterkilogramm pro Sekunde. Diese Leistung, also 75 Kilogramm in einer Sekunde um einen Meter zu heben, wurde „Pferdestärke“ genannt und ist seitdem das Leistungsmaß für alle Kraft- und Arbeitsmaschinen der ganzen Welt geworden. In allen Fällen, gleichviel welcher Art auch die Arbeit der Maschine ist, wird diese auf das Heben eines bestimmten Gewichtes innerhalb einer bestimmten Zeit über eine bestimmte Höhe umgerechnet. Alle Arbeitsleistungen werden also durch das Arbeitsmaß von 75 Meterkilogramm in der Sekunde ausgedrückt.

Auch die Arbeitsleistung des Menschen kann auf diese Weise ausgedrückt werden. Ein erwachsener Arbeiter entfaltet im normalen Arbeitsgange eine Leistungsfähigkeit, die der Hebung eines Gewichtes von acht Kilogramm um einen Meter in der Sekunde entspricht, also nur etwa den neunten bis zehnten Teil einer Pferdestärke im technischen Sinne; das heißt, es sind neun bis zehn Männer notwendig, um in einer Sekunde ebensoviel Arbeit zu leisten wie ein Motor von einer Pferdestärke oder ein schweres Arbeitspferd bei angestrengtester Tätigkeit.

Wie das Pferd, so ist jedoch auch der Mensch imstande, für ganz kurze Zeit seine Leistungsfähigkeit ganz bedeutend zu erhöhen, und einen solchen Fall wollen wir betrachten. Nehmen wir an, ein Mann, der ein Gewicht von 75 Kilogramm hat, rennt sehr schnell eine Treppe hinauf, wobei er immer zwei Stufen mit einem Male nimmt. Er wird dann in einer Sekunde sehr wohl sechs Stufen steigen können. Sechs Treppenstufen aber haben die Höhe von einem Meter. Dann hat also der Mann in einer Sekunde 75 Kilogramm, nämlich sein eigenes Körpergewicht, um einen Meter gehoben, mithin nach unserer oben gegebenen Begriffserklärung eine volle Pferdestärke geleistet.

Damit ist gezeigt, daß ein erwachsener Mensch tatsächlich für eine oder einige Sekunden eine Pferdestärke leisten kann. Allerdings wird er diese so gewaltig gesteigerte Leistungsfähigkeit nur ganz kurze Zeit auszuüben imstande sein und, wenn er in dem angenommenen Beispiel die Treppe in dem beschriebenen Tempo hinaufrennt, nach wenigen Sekunden total erschöpft sein, während ein Pferd oder eine Maschine von einer Pferdestärke die Leistung von 75 Meterkilogramm pro Sekunde ununterbrochen stundenlang ausführen kann. Also der Unterschied zwischen dem Mann und einem Motor von einer Pferdestärke besteht darin, daß jener die genannte Leistung nur durch eine anormal gesteigerte Anstrengung erreichen und nur für ganz kurze Zeit ausführen kann, während sie für Pferd oder Maschine die normale Dauerleistung ist. In diesem einschränkenden Sinne können wir jedenfalls die Frage in der Überschrift unseres Aufsatzes mit „ja“ beantworten, und der Beweis für diese Behauptung ist geeignet, uns eine genauere Vorstellung von dem sonst vielfach sehr unbestimmten Begriff der Pferdestärke zu geben.

Ruhrkampf!

Fünfzehn Ausschnitte aus dem gleichbetitelten Geschichtswerk von Paul Wenzke®.

Zehn Jahre nach der Unterzeichnung des Versailler Diktates, sieben Jahre nach dem Einbruch Frankreichs in die Herzammer Deutschlands, das Ruhrgebiet, erscheint der erste Band des im In- und Auslande mit berechtigter Spannung erwarteten Ruhrkampfwerkes des Düsseldorfer Historikers Wenzke.

Wie das Vorwort betont, ist das Werk allen Opfern und Kämpfern des Ruhrkampfes zugeeignet. Es stellt den erschütternden Rechenschaftsbericht über einen Zeitabschnitt der neueren Geschichte dar, dessen politische und wirtschaftliche Auswirkungen ihre düsteren Schatten in eine deutsche und europäische Zukunft werfen, aus deren Antlitz die tiefen Spuren jenes aufrüttelnden Erlebnisses „Ruhrkampf“ so leicht nicht zu verwischen sein werden.

Schon während des Ruhrkampfes selbst wurde aus allen Kreisen und Lagern des Kampfgebietes der Wunsch nach einer zusammenfassenden Darstellung der unerhörten Leiden und Nöte der betroffenen Bevölkerung laut. Erste persönliche Anregung erhielt Archivdirektor Dr. Wenzke durch den westfälischen Oberpräsidenten Gronowski. Urteil und Meinung leitender Männer aus Wirtschaft und Politik durfte der Düsseldorfer Gelehrte als Erlebnis- und Erfahrungsquellen von größter Bedeutung benutzen. Aus allen Parteien, aus sämtlichen Lagern wurde in Wort und Schrift zu dem neuen Geschichtswerk beigetragen. Deshalb ist der „Ruhrkampf“, wie das Vorwort sympathisch hervorheben darf, keiner Partei und Richtung dienstbar. „Es dient weder der Rechtfertigung des einen noch des andern.“ Das Werk ist einfach die Geschichte eines nationalen Erlebnisses von tiefster Tragik und gleichzeitig die späte, verdiente Würdigung all der zahllosen Ruhrkampfsopfer, die eine nur zu kurzlebige Zeit leicht vergessen könnte. P. J. R.

Zusatz der Schriftleitung. Um auf eine vielleicht auftauchende Frage: Mußte eine Ruhrkampf-Chronik geschrieben werden, und vor allem, ist es der langsam sich anbahnenden internationalen Beziehungen wegen richtig, im „Werk“ einen Auszug aus dieser Chronik zu bringen? unsere Antwort im Voraus zu geben: Die nachstehende Veröffentlichung ist ebensowenig wie die Chronik selbst dazu bestimmt, irgendeinen Haß wach zu halten; denn jedes Volk kann wie jedes Einzelwesen einmal Fehler begehen, und es wäre grundverkehrt, immer wieder alte Fehler auszugraben, um damit die Ehrlichkeit eines neuen Verständigungswillens in Zweifel zu ziehen und zu erschüttern. Wir begrüßen diese Chronik vielmehr deshalb, weil unseres Erachtens der Ruhrkampf in der Geschichte des deutschen Volkes ein ebenso wichtiges Blatt wie der Weltkrieg selbst bildet, das zu überschlagen gleichbedeutend wäre mit dem Verschweigen der Opfer und Leistungen, die die gesamte Bevölkerung des „Kampf“-gebietes auf sich genommen und ertragen hat, in der Erkenntnis, daß eine Niederlage an der Ruhr das politische, wirtschaftliche und geistige Gesicht Deutschlands auf Jahrzehnte, vielleicht gar Jahrhunderte bestimmen würde.

Vergessen wir nicht: Hätten wir gestern den Ruhrkampf verloren, so wären wir heute — ein Helotenvolk! Daher haben wir nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, dem Chronisten das Wort zu geben, um dokumentarisch belegte Teilbilder zu skizzieren, die uns einen Einblick geben in die Härte und Erbitterung, mit der der „Ruhrkampf“ gegen eine friedliebende Bevölkerung geführt wurde. Denn erst dann vermögen wir uns das richtige Urteil über die Größe des Sieges und die Heldenhaftigkeit der Verteidiger zu bilden, von der Bergarbeiterfrau und dem „Kumpel“ angefangen bis zu dem leitenden Beamten und Angestellten der Hütten und Zechen.

Und vergessen wir weiter nicht: Wenn heute der „Geist der Verständigung“ zwischen uns und unserem westlichen Nachbar immer fester Fuß faßt, so sollten wir über der Tatsache nicht eine der wesentlichsten Ursachen hierfür vergessen: die Erkenntnis des damaligen Gegners, daß seine auf Spaltung und Zerkleinerung der einzelnen Berufsgruppensichten abgestellten Versuche in Wirklichkeit den weitaus größten Teil der Bevölkerung zu einer einheitlichen, die Schwere des Kampfes erkennenden Verteidigungsfront zusammenschweißten, die man nicht überrennen konnte, sondern mit der man verhandeln mußte.

A. Die „offizielle“ deutsche Verteidigung.

I. Die äußere Abwehr.

Wie im Angriff der Einbruchsmächte, so kann der Geschichtsschreiber für die deutsche Verteidigung nur schwer zeitlich und örtlich Einzelabschnitte scheiden. Bei den Behörden wie in der Bevölkerung erzeugte jeder Druck unverzüglich einen Gegendruck; aufs engste griffen die Räder ineinander. Lückenlos ergänzten sich ins-

* Aus: Paul Wenzke, „Ruhrkampf“, 1. Band, Berlin 1930. Verlag Reimar Hobbing. 490 Seiten, 3 Einschaltkarten, eine Zeitfabel und eine Übersichtskarte.



Die Befreiungstunde.

Photothek.

Hißung der Reichsfahge auf der Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz am 30. November 1929.



Die französische Besatzung verläßt die Feste Ehrenbreitstein.

besonders in den Anfängen des passiven Widerstandes die „Gegenmaßnahmen des Reiches“ und die „Abwehr im Lande“. Im Grunde entwickelten sich alle Tatsachen zwangsläufig fast auf der gleichen Grundlage. Während die französisch-belgische Politik seit Jahren nur dieses eine Ziel kannte und sich aufs genaueste vorbereiten konnte, stand die Reichsregierung dem Einbruch ins Ruhrgebiet in den Einzelheiten der Abwehr zunächst planlos gegenüber, bis ins kleinste mußte sie das Vorgehen der Gegner abwarten und konnte dann erst die Verteidigungsmittel näher umschreiben.

Mit allem Nachdruck hatte Reichskanzler Dr. Cuno wiederholt erklärt, daß sich diesmal das deutsche Volk nicht beugen werde. Nahezu einmütig stellten sich die Parteien im Reichstag und in den Länderparlamenten, die Verbände der Unternehmer und der Arbeiterschaft hinter das mannhafte Wort: was zwei Jahre zuvor unmöglich schien, sollte in letzter Stunde noch nachgeholt werden; zum zweiten Male wollte man den „Fehler von Versailles“ nun wirklich nicht machen. Über diesen Willen zur Abwehr hinaus jedoch, das sei immer aufs neue betont, hatte man weder in Berlin noch im bedrohten Gebiete selbst wirklich greifbare Ziele gesteckt. Selbst in diplomatischen Kreisen, die die Stimmung und Absichten in Paris kennen mußten, war die Meinung, wie das Berliner Tagebuch Lord d'Abernons zeigt, geteilt. „Niemand weiß“, heißt es dort zum Weihnachtsabend 1922, „ob Poincaré wirklich in die Ruhr einmarschieren will oder diesen Plan nur als einen Vogelschreck benutzt.“ Noch am Tage vor dem Einmarsch in Essen war sich die Reichsregierung daher vollkommen im unklaren über die nächsten Absichten der Gegner; vor allem wußte sie nicht, welche Haltung die Arbeiterschaft, ohne deren freiwillige Zustimmung jede Erklärung wirkungslos bleiben mußte, einnehmen werde. Eindeutig wies daher die amtliche deutsche Antwort auf die Mitteilung vom Eintreffen einer „friedlichen Mission von Ingenieuren“ in Paris und in Brüssel lediglich die fadenscheinige rechtliche Begründung zurück und stellte die Schwere dieses Vertragsbruchs fest. Feierlich klang es in die Welt, die solche Sprache in deutschen Rundgebungen seit langem nicht mehr gewohnt war: „Die deutsche Regierung erhebt gegen die Gewalt, die hiermit einem wehrlosen Volke angetan wird, feierlichen Einspruch. Sie kann sich gegen diese Gewalt nicht wehren. Sie ist aber nicht gewillt, sich dem Friedensbruch zu fügen oder gar, wie ihr angeschlossen wird, bei der Durchführung der französischen Absichten mitzuwirken. Sie weist diese Zustimmung zurück.“ Das äußere Zeichen des „Kriegszustandes“ war die Abberufung des deutschen Botschafters in Paris und des Gesandten in Brüssel.

II. Die innere Abwehr.

Auch für die innere Abwehr konnte der Aufruf des Reichspräsidenten und der Reichsregierung vom 11. Januar nur ganz allgemeine Richtlinien aufstellen. „Es fehlt uns die Macht“, heißt es hier, „diese Last der Verblendung, die sich gegen Deutschland wie gegen die gesamte Wirtschaft richtet, aus eigenen Kräften zu verhindern. Was geschehen konnte, um das Unheil abzuwehren, haben wir versucht. Das herein-gebrochene Unheil zu lindern und zu beenden, wird unser Denken und Trachten sein. Um so dringender aber ergeht der Ruf an alle Volksgenossen: Erschwert nicht das Los der am härtesten betroffenen Landsleute! Erfüllet aufrechten Sinnes und klaren Kopfes die Forderung des Tages: keine Handlung darf geschehen, die unsere gerechte Sache schädigt. Jetzt mehr als jemals leuchte uns das Beispiel der Würde und der moralischen Kraft voran, das die Rheinlande in Jahren des Leidens gegeben haben.“

III. Der passive Widerstand.

Erst in den letzten Tagen vor dem Einbruch ließ Reichskanzler Cuno noch einmal die verschiedenen Möglichkeiten der Abwehr prüfen: Einen bewaffneten Widerstand erklärten selbst die Vertreter der Reichswehr für aussichtslos; ebenso hatten die Wortführer der Arbeiterschaft den Gedanken der Arbeitseinstellung bereits aufgegeben, nach der Überzeugung auch der zuständigen Behörden lag ein zeitlich unbegrenzter allgemeiner Ausstand nicht im öffentlichen Interesse. Jede weitere Erörterung kehrte zur Forderung des „passiven Widerstandes“ zurück, dessen letzten Ursprung die Zeitgeschichte verdeckt.

Klar und eindeutig leitete ihn die erste, entscheidende Überlegung ein: Als wichtigstes und einziges Ziel ihres Vorgehens hatten Frankreich und Belgien selbst die Sicherung der ihnen zustehenden Entschädigungslieferungen genannt. Vom Mittelpunkt der Bergverwaltung im Ruhrrevier aus sollten die Ingenieure die Verteilung dieser Leistungen in die Hand nehmen, darüber hinaus das ganze Pfand auch für künftige Schadloshaltung beider Mächte ausbeuten. Die Antwort war am 11. Januar noch die ganz allgemeine, bindende Erklärung des Reichskommissars, daß das Reich für Kohlen, die an diese Staaten für Entschädigungszwecke geliefert oder von ihnen beschlagnahmt werden, keine Zahlungen mehr leiste, auch nicht für die Beförderung solcher Kohlen auf dem Bahn- und Wasserwege. Am 26. Januar erließ der Reichskommissar für die Kohlenverteilung das endgültige Verbot „jeder Abgabe von Brennstoffen an Besatzungstruppen im neubesetzten Gebiet“. Am 1. Februar endlich ließ ein neuer Befehl dieser Reichsstelle alle Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke des Einbruchsgebietes wissen, daß auch ihnen die Abgabe von Gas, Wasser und Strom „in Fällen, wo die Lieferung überwiegend den Besatzungsmächten zugute kommen würde“, verboten werde.

IV. Berlin zögert.

Wie so oft schon in den Fragen der Rheinlandbesetzung zeigte sich die Zersplitterung im Verwaltungsaufbau von Reich und Ländern, trotzdem sich vom 16. Januar ab die Vertreter der Berliner Spitzenstellen fast täglich trafen.

Vor allem vermißten die Vertreter der Industrie klare Richtlinien. Mitte Februar noch mußte der Regierungsvorsteher auf einer Sitzung wichtiger Wirtschaftsverbände erklären, daß über die Bezahlung oder Verweigerung der von der Besatzung geforderten Ausfuhrabgaben keine Entscheidung vorläge. Allzuviel blieb noch immer in den vor dem 11. Januar 1923 betroffenen Landstrichen, insbesondere wieder in den „Sanktionsstädten“, dem freien Ermessen der örtlichen Behörden und selbst der einzelnen Beamten überlassen; der oft erneuerte Ruf nach einer strengen Scheidung dieser Rechtsbegriffe fand in Berlin nur langsam Verständnis. Mitte Februar erst wurden Ruhr- und Sanktionsgebiet unter dem vollklingenden Namen Einbruchgebiet zusammengefaßt. Laufend Bedenlichkeiten, die uns heute seltsam anmuten, waren zu überwinden, bis der Vorschlag allgemein durchdrang.

V. Das erlösende Wort.

Als eine Erlösung ward daher eine halbamtliche Regierungserklärung empfunden, die das Wolffsche Telegraphenbüro am 22. Februar verbreitete: „Die Interalliierte Rheinlandkommission und die Besatzungsbehörden haben ein ganzes System von Verordnungen erlassen, die das Wirtschaftsleben im besetzten Gebiet und im Einbruchgebiet erdrosseln und gleichzeitig Zahlungen erpressen sollen. Diese Bedeutung hat die Beschlagnahme der Kohle, der Forsten, der Zölle, der Ausfuhrabgabe, der Devisen usw. sowie die Knebelung der Ein- und Ausfuhr. Diese Verordnungen sind völkerrechtswidrig und rechtsungültig, ihre Befolgung ist verboten. Wer sich den Verordnungen unterwirft, macht sich zum Helfer der gegnerischen Gewaltpolitik. Jede Zoll- und Steuerzahlung, jede Devisen-, jede Ausfuhrabgabe, die den Kassen der interalliierten Organe zufließt, jeder Antrag, der bei einer solchen Behörde auf Grund jener Verordnungen gestellt wird, bedeutet ein Verbrechen am deutschen Vaterlande. Wer von den Gegnern beschlagnahmte Waren an sich bringt, erwirbt kein Eigentum, wird vielmehr wegen Hehlerei bestraft und hat außerdem dem rechtmäßigen Eigentümer Schadenersatz zu leisten. Wer mit den gegnerischen Behörden und Stellen in Verbindung tritt, liefert den Gegnern Material für Handelsespionage in die Hände. Ein solches Verhalten ist

Landesverrat. Die Reichsregierung verbietet daher hiermit ausdrücklich jede Befolgung dieser Anordnungen.“ Sechs Wochen stärkster Gewalttaten und Friedensverletzungen mußten dahingehen, um den Kreis der Gegenmaßnahmen des Reiches endgültig zu umreißen, den Beamten wie der Bevölkerung die ersehnte Sicherheit in ihrem Auftreten gegenüber der Besatzung zu geben!

B. Stacheldraht zwischen Wupper und Lippe.

VI. Zollkrieg.

Weit häufiger noch waren in diesen ersten Monaten die scharfen Zollmaßnahmen, die das besetzte Gebiet nach und nach gänzlich vom unbefetzten Deutschland abzusperren drohten, zu umgehen. Die Forderung besonderer Ausweise für den Übergang und die häufig erneuerte Grenzsperrung mußten ihrerseits wieder ein ganzes Getriebe neuer Umgehungsmaßnahmen entwickeln. Aus kleinen Anfängen erhob sich der Schmuggel zu einem regelrechten, ehrlichen Geschäft und zu einer Sportbewegung, die Mut und Vaterlandsliebe forderte, zugleich einen hohen Lohn versprach. Unentgeltlich oder gegen Bezahlung stellten sich Ortskundige als Führer für bestimmte Übergangsstellen, die von der Besatzung nicht abgesperrt waren, zur Verfügung und geleiteten Hunderte und aber Hunderte ohne Ausweis in das unbefetzte Deutschland. An der ganzen Lippe entlang richteten Erwerbslose

„Übergangsstellen“ für einen schwunghaften Handel ein. Rähne, Flöße, Holzstämme und regelrechte Seilbahnen beförderten die Waren über den Fluß. „Nicht nur geschäftlicher Vorteil“, so erzählt der Bericht des Amtes Datteln, „auch der Ehrgeiz, die verhassten Eindringlinge auf diese Weise um die Zollbeträge zu bringen, spielte mit. Wagenladungen von Nähmaschinen, von Fahrrädern, Rauchwaren, Goldwaren, alkoholischen Getränken, landwirtschaftlichen Maschinen, Klavieren, Motorrädern, kurzum, alles Erdenkliche ist herübergeschafft worden“. Trotz der scharfen Aufsicht durch Reiterstreifen wurden verhältnismäßig wenig Schmuggelwaren beschlagnahmt. Als den Zöllnern einmal zweiundzwanzig Nähmaschinen mit vier Pferden und Wagen in die Hände fielen, war Verrat im Spiel. Bezeichnend, daß zwanzig dieser Maschinen zurückgegeben, zwei gestohlen wurden! „Die zum Herüberholen benutzten Rähne wurden nach Gebrauch in die Lippe versenkt und des Abends wieder gehoben. Eine große Anzahl von Personen, die nicht im Besitz eines gültigen Ausweises war, ließ sich auf diese Weise herüber und hinüberschaffen. Auch die Pferde der Schupo, die nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnten, wurden über die Lippe ins unbefetzte Gebiet gebracht.“

Für die Haltung der Eisenbahner, der Beamten, Angestellten und Arbeiter war die einmütige Ablehnung bezeichnend, die alle Forderungen der fremden Machthaber im Einbruchswie im Sanktionsgebiet von vornherein fanden.

VII. Ein Husarenstreich.

In einem wohl vorbereiteten Handstreich, der das größte Aufsehen erregte, brachten werktätige Helfer in der Oster-

nacht acht vollbeladene Züge von je 100 bis 130 Achsen bei Friedrichsfeld über die Grenze. Zwölf nagelneue Lokomotiven führten bitter entbehrtes Halbzeug der weiterverarbeitenden Industrie im unbefetzten Deutschland zu; nur der letzte Zug entgleiste und ließ seine Ladung der bestürzten belgischen Deckungsmannschaft zurück. Um die Krupp'schen Hochöfen im Siegerland mit Koks zu versorgen, wurden ganze Kokszüge durch Auflegen einer dünnen Kohlschicht als Zufuhr englischer Kohle zurechtgemacht und über Hattingen herabgebracht. In Sinseln wurden die Franzosen lange Zeit dadurch getäuscht, daß man Wagen in Haltern mit zollpflichtigen Gütern belud und in die Züge gleich hinter dem Packwagen einstellte; in Sinseln setzte die Maschine diese Wagen in das Gleis der Zeche Ewald, von wo aus die Güter mittels Kraftwagen ins Revier selbst weitergingen. Unter anderen Husaren-



Blick auf das befreite „Deutsche Eck“ bei Koblenz.

stücken, die eine besondere Aufzählung verdienen, sei nur der Überführung von etwa fünfzig neuen Lokomotiven ins unbefetzte Gebiet gedacht: In Aplerbeck-Süd fuhren die Maschinen ohne Licht bis vor das Einfahrtsignal; während alle übrigen im Bahnhof stehenden Lokomotiven auf ein gegebenes Zeichen ihren Dampf ablassen mußten, war die Weiterleitung unschwer zu bewerkstelligen. Als die regelmäßige Belieferung der Hüttenwerke mit dem unentbehrlichen Kalk stockte, leitete die Generalbetriebsleitung West diese Zufuhr viele Wochen hindurch, zum Teil unter holländischer Flagge, auf den Rheinstrom über; zum Teil wurde sie im unbefetzten

VIII. Der Erfolg.

Im ganzen nördlichen Randbezirk vor allem konnten die Werke dank dieser tatkräftigen Hilfe wochenlang nahezu ungestört durcharbeiten. Der Verkehr der Gutehoffnungshütte wurde nach der Besetzung des Bahnhofs Oberhausen auf den Bahnhof Frintrop umgestellt; ganze Züge mit Ruhrkohle führte man des Nachts ohne Schlußlicht über Sterkrade-Wesel dem „freien“ Deutschland zu. Der Hafen in Walsum blieb bis Mitte März in Tätigkeit. In Castrop-Rauxel prüften deutsche Bahnbeamte die Kohlenzüge der unter fremder Leitung stehenden Strecken nach Wagenummer und Inhalt, so daß die deutschen Behörden und Zechenbetriebe ständig unterrichtet waren. Im Bahnhof Derne hielt der Vorsteher alle mit Beschlagnahme bedrohten Güterwagen an, setzte sie auf eigene Gefahr aus und benachrichtigte die Empfänger der Sendungen, die von Essen, Gelsenkirchen, Bochum und noch weiter herüberkamen und die Waren, anfangs wenigstens, mit Kraftwagen abholen konnten.

C. Städte und Ämter zwischen Kolben und Peitsche.

IX. Generalstabsquartier Düsseldorf.

In Düsseldorf wie in Duisburg stieg die Besatzungslast in den ersten Tagen des Vormarsches bereits zu unerträglicher Höhe. Wie 1921 hatte der Generalstab der Rheinarmee sein Hauptquartier nach Düsseldorf verlegt; seine Geschäftsräume kamen im Stabshof unter. In unmittelbarer Nähe nistete sich am Graf-Adolf-Platz die Hauptleitung des Verkehrswesens im Gebäude der Oberpostdirektion ein. Der Gesamtbestand der Garnison ist (bis zum Herbst 1923) mit zumeist 18 000 Mann eher zu niedrig als zu hoch geschätzt; bequemste Unterkunft boten Schulen, Geschäftsräume und Fabriken. Als Anfang März Verstärkungen ankamen, nahm die Besatzung darüber hinaus einen großen Teil des Verwaltungsgebäudes der Mannesmannröhren-Werke und anderer Unternehmungen in Besitz. Auch in den verschiedenen Abteilungen der großen Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik richtete man Massenunterkünfte und Speicher ein, andere setzten fremde Betriebsleiter für die Zwecke der Micum selbstständig in Gang. Überall aber „haben die Soldaten wie die Wilden gehaust“. Bei ihrem Abzug fand der amtlich mit der Übernahme betraute gemischte Ausschuß „fast sämtliche verschließbaren Schränke, Spinde und Pulte erbrochen; die darin befindlichen Kleidungsstücke, Werkzeuge und andere Gebrauchsgegenstände von Arbeitern und Angestellten waren unbrauchbar gemacht und teilweise beseitigt. In ganzen Wagenladungen hatten die Truppen Werkzeuge und anderes aus den Betrieben geholt, Werksanlagen und Maschinen in weitestem Umfange beschädigt“. Ende März bezog der Armeebischof hart neben der seit langem für die Garnison beschlagnahmten Marienkirche ein besonders geräumiges vornehmes Haus und ließ sich im Erdgeschoß eine eigene Kapelle einbauen.

Zur dauernden Unterkunft bevorzugten Offiziere und Beamte die besten Geschäfts- und Wohnviertel im Umkreis der Graf-Adolf-Straße und des Jägerhofs. Zumeist wurden die Wohnungen mit der gesamten Einrichtung beschlagnahmt, die Eigentümer auf einen ganz bescheidenen Anteil beschränkt, bei angeblicher Widerseßlichkeit oder gar amtlicher Klage verhaftet und ausgewiesen. Daneben beanspruchten die sogenannten Pfänderdienststellen im Stabshof und in der benachbarten Luisenschule neben dem weit bescheidenen Generalstab der Rheinarmee (mit nur 46 Räumen) mehr als 500 Sonderzimmer. Da die Stadt pflichtmäßig die Lieferung weiterer Möbelstücke verweigerte, schritt das französische Besatzungsamt zur Vertreibung. Die Verwaltung ward ihren Bürgern gegenüber ersaßpflichtig, ohne über den Verbleib der Sachen, die zum großen Teil später nach auswärts verschleppt wurden, irgend etwas zu erfahren. Ähnliche Ergebnisse zeitigten andere Eingriffe der Besatzung: Mitte Januar schon waren sämtliche Kraftfahrzeuge vorzuführen. Ältere Wagen und ebenso belgische und französische Marken wies der zur Auswahl bestimmte Ausschuß zurück, dagegen wurden rund 140 Kraftwagen und 30 Krafträder kurzerhand beschlagnahmt; zum Teil mußten, ebenso wie 1921, die Besitzer und Fahrer im Heeresverbande selbst mitfahren. Als die Maßnahme im Herbst 1923 aufgehoben wurde, war der größte Teil der aufgezzeichneten Wagen nicht mehr vorhanden, angeblich gestohlen. Das gleiche gilt für die in Düsseldorf wie im ganzen Ruhrgebiet abgelieferten Waffen, von denen die wertvollsten Stücke als Andenken in den Händen des Heeres blieben oder gar von französischen Offizieren verkauft wurden.

X. „Kultur.“

Beleidigender als die Beschlagnahme empfand die Bevölkerung in Stadt und Land die pfleglose Behandlung aller Räume, die dem Ruf eines „Kulturvolkes“ im schärfsten

Maße widersprach. Als in der Stadt Oberhausen ein belgischer Kommandant französische Streitkräfte abzulösen hatte, verweigerte er die Übernahme der völlig vermüsteten Unterkunft und ließ eingehend den Schaden feststellen. In Helthausen z. B. wurde zur Beseitigung des Rehrichs mitten in dem zur Unterkunft dienenden Wirtsaal einfach ein Stück des Fußbodens entfernt und damit in der Tat eine Abfallgrube idealster Art geschaffen! Zum eigenen Gebrauch beschlagnahmten die vorgeschobenen Abteilungen selbstständig 375 Bettstellen, 165 Spinde, 35 Schemel und 55 Schlafdecken, die in der Kantine der Aktiengesellschaft für Hoch- und Tiefbau aufgespeichert waren. Die überzähligen Bettstellen und die Betten selbst sowie alles sonstige Gerät wurden mutwillig zerstört. „Das Innere der Kantine“, so endet der Bericht, „gleich einem Schutthaufen.“

Den eigentlichen Mittelpunkt der französischen Besatzungszone bildete im Ruhrrevier selbst Essen, das man in Paris und Brüssel zum Sitz der Verwaltungsbehörden bestimmt hatte.

Da sich am 10. Februar die Kaufleute und Handwerker der Stadt Essen mit den Vertretungen der Arbeitnehmer zum Verbot des Warenverkaufs und jeder handwerklichen Dienstleistung an französische und belgische Besatzungsangehörige vereinigen, das Gastwirtsgewerbe, die Wirtseinnung, der Verband der Hotelbesitzer und ähnliche Körperschaften sich anschlossen, ordnete der Divisionsführer, General Journier, drei Tage später die Beschlagnahme des Handelshofs, eines der ersten und vornehmsten Gasthäuser, an und ließ eine ganze Reihe anderer Wirtschaften und Läden schließen. Als das deutsche Personal daraufhin die Bedienung der Fremden ablehnte, wurden sämtliche Gäste des Handelshofs durch eine französische Streife gewaltsam vertrieben. Offiziere gingen mit der Reitpeitsche, Mannschaften mit aufgerpflanztem Seitengewehr bis auf den Bahnhofspiaz gegen harmloses Vorübergehende vor. Das Haus selbst war lange Zeit Sammelstelle für Verhaftete, eine Marterstätte schlimmster Art, deren Wände vom Jammer der Mißhandelten hallten; das benachbarte Hotel Vereinshaus wurde als Hauptquartier der französischen Kriminalbeamten ebenfalls bald berüchtigt und verrufen. Monatelang stand die Weststadt Essen mit nahezu einer halben Million Einwohner und zahlreichem Fremdenverkehr buchstäblich unter der Herrschaft der Reitpeitsche!

Auch in Rauekel waren vier Schulen dauernd belegt; besonders anmaßend traten, bis Garnison und Ämterstellen ihre Familienangehörigen nachkommen ließen, die zahlreichen Dirnen auf. „Der Ortsteil Rauekel-Bahnhof (1700 Einwohner) hatte besonders unter den Micum- und Regieangestellten und -arbeitern, die man zu Hunderten untergebracht hatte, zu leiden. Die Ansprüche dieser Leute an Beschaffenheit und Größe der Räume gingen weit über das übliche Maß hinaus. Für einen zwanzigjährigen ledigen Boten wurde eine vollständige Dreizimmerwohnung verlangt. Im März 1923 waren durch Beamte der Micum 106 Herrschafts- und 22 Dienstbotenzimmer, durch Angestellte der Regie 42, durch Militärpersonen nur 17 Einzelzimmer belegt.“ In Herne wieder wurden 21 Offiziersmessen und 12 Unteroffiziersspeiseanstalten eingerichtet, zu deren Ausstattung man Läden und Auslagen plünderte. „Der Porzellan- und Glasverbrauch“, so erzählt die Chronik der Stadt, „sowie der Verschleiß an Wäsche ging ins Unermeßliche. Mundtücher wurden von den Burschen zum Schrankputzen verwandt und später vernichtet. Die Offiziere brannten große Löcher in Tischdecken und Teppiche. Die kostbarsten Einrichtungsgegenstände wurden zum Teil absichtlich zerstört, echte wertvolle Teppiche mit den Sporen zerrissen. Schwere eichene Schiebetüren waren ausgebrochen, Plüschmöbel aufgeschliffen, von Lederstühlen das Leder, von Möbeln die Zierleisten abgerissen, Büfette mit sehr hohem Kunstwert erbrochen, die Schlösser entfernt.“ In den meisten Messen feierte man die tollsten und

gemeinsten Drogen. „Ermahnende der Quartiergeber zur Sparsamkeit mit Licht, Gas und Wasser, so kam mit der größten Sicherheit immer wieder die Antwort: Deutschland bezahlt alles.“

XI. Lebensmittelnot.

Für die Bevölkerung begann eine Leidenszeit, deren Schwere lediglich einige Hinweise aufhellen können.

Besonders empfindlich ward in den Tagen des Einmarsches bereits die mühsam geregelte Versorgung des Industrie-

reviers mit Milch bedroht. Nicht nur die Absperrung vom unbefestigten Westfalen und die Einstellung der Bahnverbindungen mit den landwirtschaftlichen Gebieten des Niederrheins machten sich geltend; in einer Notzeit, in der die Städte unter der deutschen Bevölkerung seit vielen Jahren nur Kranken und Kindern bestimmte kleinere Mengen zu liefern vermochten, forderten und nahmen französische Offiziere ohne Familie täglich bis zu 5 Liter frische Vollmilch. In Bochum aber standen am 22. Januar täglich für 8000 Kinder von ein bis zwei Jahren, für 2000 Kranke, für 1000 hoffende Frauen und 12 000 Kinder von drei bis zwölf Jahren insgesamt rund 6200 Liter zur Verfügung, in Groß-Essen mit 500 000 Einwohnern 14 000 Liter und häufig nur 6000 bis 7000 Liter für 22 000 Säuglinge! Ähnliche Verhältnisse drückten den Verkehr mit anderen Gegenständen des lebenswichtigen Bedarfs in einem trotz Weltkrieg und Blockade unerhörten Ausmaße herab. Ohne Warnung und Übergang wurden die Metzgerläden ausgekauft; als die Besatzung sich festgesetzt hatte, trafen ihre Bevollmächtigten mit beträchtlichen Mitteln selbst außerhalb des Einbruchgebietes auf dem Viehmarkt in Hagen als überlegene Käufer auf.

XII. „Requisitionen.“

Frachtgüter, die sich bei Beginn des passiven Widerstandes auf der Bahn befanden, durften den Eigentümern nicht zugeführt werden; auf mannigfaltigen Irrwegen wurden sie verschoben, später von der Regie als unbestellbar beschlagnahmt und veräußert. In Oberhausen belästigten Arbeitskommandos, die zur Verladung der von den Zechen gelagerten Kohlen- und Koksbestände herangezogen wurden, die Bürgerschaft aufs stärkste. Da die Stadtverwaltung die unentgeltliche Bereitstellung der Badeanstalt ablehnte, drangen am 15. Februar Soldaten gewaltsam ein und hinderten jede anderweitige Benutzung. Am gleichen Tage erbrachen andere Mannschaften auf ausdrücklichen Befehl ihrer Offiziere das Postamt; sinn- und zwecklos wurde die ganze Einrichtung zerstört. Als der Ortskommandant in Horst-Emscher Ende Februar den „Behördenspitzen“, dem Amtmann und seinem

Beigeordneten, ihren persönlichen Kohlenvorrat abführen ließ, nahmen die französischen Soldaten ganz selbstverständlich auch Waschbütten, Besen, Beile und Holz mit; so stark war bereits der Unterschied zwischen Beistellung, Diebstahl und offenem Raub geschwunden! Die französische Prüfstelle in Herbest-Dorsten riß alle Pakete der Güterpost Rheine-Dorfeld auseinander.

War es wirklich ein Wunder, daß auf solche Nachrichten hin die Gehöfte draußen im Lande ihre Türen und Tore schlossen, sobald neue Truppen naheten? Die weitere Folge

aber waren wiederum Übergriffe des Heeres, das sich gewaltsam Eingang verschaffte. Hab und Gut der deutschen Bevölkerung galt als herrenlose Beute. Tagelang führten ganze Soldatentrupps, zum Teil von Offizieren begleitet, zum Teil offensichtlich von den Vorgesetzten ausgesandt, an einzelnen Orten planmäßig diese Gewaltstreiche durch.

XIII. „Strafmaßnahmen.“

Bis zum 1. Juni waren in der Stadt Bochum allein acht Todesopfer willkürlichen „Strafmaßnahmen“ der Besatzung zum Opfer gefallen. Für „minder wichtige“ Vorfälle boten Zeugen-



Die Trikolore auf der Feste Ehrenbreitstein wird niedergeholt.

ausagen vor dem Amtsgericht hier wie an anderen Orten immer dasselbe Bild: „Festnahme ohne Grund oder aus geringfügiger Ursache, z. B. weil die Mitgliedskarte eines den Franzosen verdächtigen oder auch nur unbekannten Vereins gefunden wurde, dann Mißhandlungen in mehrfacher Wiederkehr mit Gummischlauch usw., bis das Opfer brutaler Willkür an blutunterlaufenen Striemen auf dem Rücken, an den Beinen und Füßen nach Ansicht seiner Peiniger inzwischen genug bekommen hatte.“ Und alle diese Tätlichkeiten blieben nicht an örtliche Besonderheiten gebunden. „Wie aus einem Indianerromau“, so konnten deutsche Zeitungen einen Überfall auf den am 8. Februar in Wanne einfahrenden D-Zug Essen—Hamburg und auf den gleichzeitig von Langendreer ankommenden Personenzug überschreiben. Dreißig bis vierzig Franzosen, ausgerüstet mit Gewehren, Brechstangen und Vorhämmern, zwangen Beamte und Reisende zum Aussteigen. Da die Soldaten Gewalt anwendeten, hielt der führende Offizier „den Revolver auf die Menge gerichtet und forderte sie auf, schnell zu gehen. Die Stauung vor und auf der Treppe wurde so stark, daß Kinder, Frauen und Männer auf der Treppe übereinander fielen und einen Menschenknäuel bildeten. In diesen Knäuel stachen die Franzosen rücksichtslos mit ihren Bajonetten hinein, worauf großes Klagegeschrei und Hilferufe erklangen. Fluchtartig suchte jeder sein Leben zu retten, von den Franzosen bis auf den Bahnhofsvorplatz getrieben. Dort war eine Kavalleriepatrouille, die die Menge bis weit in die Stadt hinein verfolgte. Vor dem

Bahnhof waren drei Maschinengewehre aufgestellt, die auf die flüchtende Menge gerichtet wurden“.

XIV. Blutbad in Essen.

Ein gewaltsamer Einbruch in die Werkstätten der Krupp'schen Gußstahlfabrik lenkte die Aufmerksamkeit Europas auf das unerhörte Vorgehen der Fremden.

Am Morgen des 31. März hatte eine kleine französische Abteilung, ein Leutnant mit elf Mann, in der Altendorfstraße gegenüber dem Hauptverwaltungsgebäude die Kraftwagenhalle der Werke besetzt. Zur Begründung erklärte der Offizier, daß er bis zum Eintreffen eines Beschlagnahmeausschusses bleiben solle, und verweigerte den Vorstellungen zweier Betriebsratsmitglieder Gehör und Folge. Trotz aller bisherigen Übergriffe war der Vorfall so überraschend, daß sich nach und nach Tausende von Angestellten und Arbeitern ansammelten. Die Menge mehrte sich, als auch die Fabrik sirenen ertönten und zu einem Einspruch aufriefen. Auf der anderen Seite wurden die Franzosen in diesem Zustrom von Menschen von Stunde zu Stunde erregter; der einströmende Dampf einiger Schmalspurlokomotiven, die zufällig neben der Halle zum Stillstand kamen, steigerte die Spannung. Vergebens suchten beide Betriebsratsmitglieder auch jetzt wieder den Offizier zum Abzug zu bewegen; als dies nichts fruchtete, fuhren sie selbst nach Bredeley, um durch persönliche Vorstellung beim General einen entsprechenden Befehl zu erwirken. Bevor sie jedoch ihr Ziel erreichten, war der Ausbruch im Werke bereits erfolgt. Gegen elf Uhr ließ der französische Leutnant ohne jede Warnung und ohne irgend erkennbaren Grund aus der Halle heraus auf die draußen ruhig harrenden Menschen feuern. Schreiend und bestürzt lief die Menge auseinander; die Soldaten stürmten über den Vorplatz auf die Straße und schossen dabei erneut blindlings in die fliehenden Deutschen. Tote und Verwundete bezeichneten den Rückweg der Franzosen. Erst nach ihrem Abzug wurden sich die Arbeiter der ungeheuren Bluttat bewußt. In erklärlicher Erregung forderten sie zwei mit Franzosen besetzte Kraftwagen auf, die Verwundeten zu bergen. Da sich die Insassen weigerten, wurde eines der Fahrzeuge zerstört; das zweite sowie die darin sitzenden Beamten rettete der entschlossene Zugriff beherzter Männer. Dreizehn Tote aber deckten den Platz, zumeist Werksangehörige der Krupp'schen Betriebe. Außerdem aber mußten sich 29 Verletzte, wie die Toten zumeist in den Rücken getroffen, in ärztliche Behandlung begeben, fünfzehn von ihnen hatten nach längerem Aufenthalt im Krankenhaus dauernde Folgen zu tragen.

D. Der Rechenschaftsbericht.

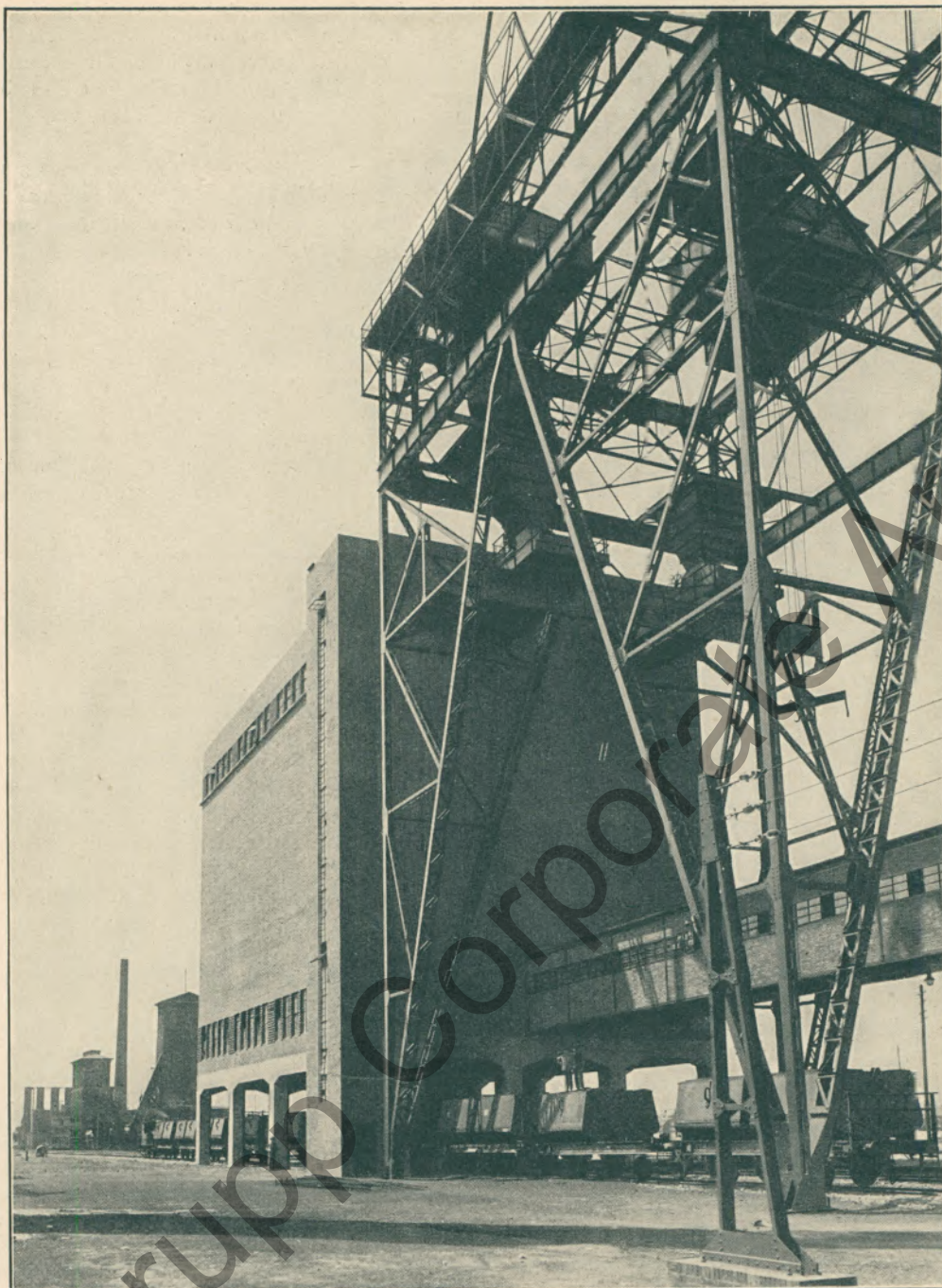
Der Rechenschaftsbericht, den das Reich nach den ersten sechs Monaten des Ruhrkampfes erstattete, faßte Tatsachen und Gefahren dieser Besatzungszeit in klaren, einprägsamen Sätzen zusammen. Im Einbruchsgebiet allein stellte man danach ein wohlgerüstetes, angriffsbereites Heer von 87 000 Mann aller Gattungen, davon 80 000 Franzosen und 7 000 Belgier, fest. Auf dem linken Rheinufer und in den Brückenköpfen standen außer der britischen Garnison weitere 97 000 Franzosen und 17 000 Belgier; außerdem waren im engeren Industriegebiet 10 000 französische und 1 000 belgische Eisenbahner tätig. „Durch den Terror der Besatzungstruppen büßten bis Anfang Juli 92 Personen ihr Leben ein. In der-

selben Zeit vertrieben die Besatzungsbehörden 75 714 Personen von Haus und Hof, davon wurden 71 145 ausgewiesen. Am meisten betroffen waren die Beamten und Angestellten des Reichsverkehrsministeriums mit fast 9000 Haushaltungsvorständen und fast 23 000 Familienangehörigen, die Beamten des Reichsfinanzministeriums mit fast 1800 Haushaltungsvorständen und fast 5500 Familienangehörigen sowie die Beamten der preussischen Verwaltung mit über 7200 Haushaltungsvorständen und fast 11 000 Familienangehörigen. Außerdem wurden 4000 Zivilpersonen mit rund 8000 Familienangehörigen des Landes vertrieben. Allein im preussischen Einbruchsgebiet waren 169 Schulen mit 1537 Schulklassen für 50 000 Schüler bzw. Schülerinnen von den Besatzungsbehörden beschlagnahmt. Unter den zahlreichen widerrechtlich Verurteilten seien nur neun Todesurteile erwähnt, wovon eins bereits vollstreckt wurde.“ Zu diesem ganzen militärischen Aufwand, so schloß die Übersicht über Soll und Haben, „stand der Erfolg der französisch-belgischen Besatzungsbehörden in keinem Verhältnis“. Vom 1. Januar bis 30. Juni 1923 waren nach den Aufzeichnungen der deutschen Gewährsmänner für Frankreich und Belgien insgesamt 478 700 Tonnen Kohle und 515 200 Tonnen Koks aus dem Ruhrgebiet abgefahren worden, d. h. knapp das Doppelte dessen, was Deutschland vor dem Einbruch in den ersten zehn Tagen des Januar freiwillig geliefert hatte. Gut und gern durfte die Reichsleitung diese Tatsache als einen Beweis für den Sieg der bisherigen Taktik bezeichnen. Mit gleichem Recht jedoch wies das Ausland, wiesen insbesondere die Führer von Politik und Wirtschaft in Frankreich und Belgien in dieser Halbjahresbilanz darauf hin, daß sich langsam und stetig der Gewinn aus den „produktiven Pfändern“ an Rhein und Ruhr mehrte, daß sich die Regie planmäßig festsetzte und zum mindesten die lebenswichtigsten Verkehrsverbindungen in Gang gebracht hatte, während die Kräfte des Reiches sichtbar vergingen!

Zimmer nachdrücklicher betonte man draußen, daß wie im Weltkriege „die Zeit der beste Verbündete“ der Einbruchsmächte wurde. Auf Frankreichs Seite war der entschlossene Wille, der feste, folgerichtige Plan, ein klar und scharf umschriebenes Ziel, Deutschlands Politik dagegen schien dem nüchternen Beobachter jenseits der Reichsgrenzen „wie immer auf die Erwartung eines Wunders“ gerichtet. Allzu gewaltig und allzu tief hatten diese ersten sechs Monate die Kluft zwischen dem machtvollen Willen zum Widerstand, den die Grundsätze des Reichskanzlers Dr. Cuno im Gegensatz zu der reinen Erfüllungspolitik seines Vorgängers aufgenommen hatten, und den geringen Kräften gezeigt, die der Weltkrieg und mehr als vier Jahre eines Friedens der Vergewaltigung der Nation ließen. Über dem geistigen Streit, den das Ende Albert Leo Schlageters unter kommunistischen und völkischen Parteigängern entfacht hatte, erhob sich dunkel die Zukunft. Ähnlich den verlorenen Häufen, die im Herzen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets mit Einsatz ihrer Zukunft und ihres Lebens vorgingen, standen die Deutschen insgesamt im Kreise der Weltstaaten. Ihnen allen galt in besonderem Sinne der Name, den der Sprecher des russischen Bolschewismus im Reich, der geistvolle Werber Karl Radek, dem Märtyrer des Ruhrkampfes gegeben hatte: In einem stillen unerhörten Ringen war das deutsche Volk ein Wanderer ins Nichts geworden!

Wir Deutsche sind in unserem Zusammenhange wie ein Ehepaar; wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig, so wie es bei Mann und Frau ist. Wenn aber ein Nachbar sich einmischt, fallen Mann und Frau vereint über ihn her.

Bismarck.



Neue Industriearchitektur.

Mischbunker auf der Zentralkokerei Nordstern (Vereinigte Stahlwerke AG.).

Verf. Dipl.-Ing. Fritz Schupp und Dipl.-Ing. Martin Kremmer B.D.A., Berlin-Essen.

Rückblick und Ausblick.

Aus dem Geschäftsbericht der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“ über das IV. Geschäftsjahr.

Das am 30. September 1929 beendete vierte Geschäftsjahr stand im Zeichen innerer und äußerer Hemmungen der deutschen Wirtschaft. Der unvermindert anhaltende Kapital- und Zinsdruck, die weitere Kaufkraftschwächung der mit Abgaben aller Art überlasteten Erzeuger- und Abnehmerkreise und die wachsenden staatsfinanziellen Schwierigkeiten ließen eine freie Geschäftsentfaltung nicht aufkommen. So setzte sich der Konjunkturrückgang in fast allen Industriezweigen langsam fort.

Auch die deutsche Montanindustrie wurde von dieser Entwicklung betroffen; Zeitmaß und Umfang gestalteten sich bei den einzelnen Produktionszweigen verschieden. Im Kohlenbergbau bewirkten der durch den langen Winter ausgelöste Mehrbedarf an Brennstoffen und die Voreindeckungen des Handels bis in den Sommer hinein eine Zunahme unserer Förderung und Verarbeitung. Von August an ließ der Absatz in Kohle und Koks bis zur Beendigung unseres Geschäftsjahres nach.

Im Gegensatz zu der im Durchschnitt befriedigenden Marktlage des Steinkohlenbergbaues blieben Erzeugung und Umsatz der Hütten und Walzwerke trotz höherer Ausfuhrziffern beträchtlich hinter den beiden Vorjahren zurück. Der Produktionsausfall aus dem mehrwöchigen Arbeitskampf in der nordwestlichen Eisenindustrie konnte im Laufe der folgenden Monate zum Teil wieder aufgeholt werden. Die Erzeugung und Versand empfindlich störenden Einflüsse der langen Frostperiode, vor allem aber die im Sommer einsetzende und sich ständig verstärkende Konjunkturabschwächung wirkten sich jedoch auf den Absatz der Eisen- und Stahlerzeugnisse immer stärker aus und beeinträchtigten den Gesamtumsatz und damit auch das Jahresergebnis nachhaltig. Die zeitweilige Befestigung der Weltmarktpreise in der ersten Hälfte des Jahres 1929 kam uns nicht voll zugute, da die Ausfuhr während des Winters wegen Vereisung der Wasserstraßen wochenlang nahezu vollständig ruhte.

In den vorübergehenden beiden Geschäftsjahren ist das Neubauprogramm in seinen Hauptabschnitten zu Ende geführt worden. Wir haben uns deshalb im Berichtsjahr vornehmlich auf die Modernisierung und Verbesserung einzelner Betriebseinrichtungen und den Ausbau der Verfeinerung beschränkt. Für diese Zwecke wurden insgesamt rund 30 Millionen Reichsmark aufgewendet.

In Verbindung mit diesen Neubauten ist die planmäßige Zusammenfassung und Verteilung der Produktion auf die einzelnen Werke nach technischen und verkehrswirtschaftlichen Gesichtspunkten im vergangenen Jahr weiter durchgeführt worden. Insbesondere wurde das Walzprogramm der westlichen Werke durch zweckentsprechende Zusammenfassung verschiedener Profilarten wesentlich vereinfacht. Von der Durchführung dieser Maßnahmen, die unter Zugrundelegung genauer Kalkulationen erfolgte, und ebenso von einer weitgehend durchgeführten Zusammenlegung der Walzdraht- und Grobblechproduktion versprechen wir uns weiter erhebliche Kostenersparnisse.

Im Zusammenhang mit dem im Hauptabschnitt beendeten Ausbau unseres Kokereiwesens wurde im Berichtsjahre eine durchgreifende Umgestaltung auf gaswirtschaftlichem Gebiet in Angriff genommen. Eine größere Anzahl unserer Verfeinerungsbetriebe ist bereits auf Gasfeuerung umgestellt, während der Anschluß weiterer Werke an das Ferngasnetz bevorsteht.

Unsere fortgesetzten Bemühungen um Verbesserung der technischen Ausgestaltung und der Betriebsorganisation unserer Werke, die den Aufwand erheblicher Mittel erforderten, haben die erwarteten Leistungssteigerungen gebracht. So waren beispielsweise in unserem Bergbau von 48 Förderanlagen, die unsere Gründergesellschaften kurz vor dem Zusammenschluß besaßen, am Ende unseres vierten Geschäftsjahres nur noch 32 Anlagen in Betrieb. Dieser Verminderung der Produktionsstätten um ein Drittel steht eine Steigerung der durchschnittlichen Tagesförderung unserer sämtlichen Zechen von 77 300 Tonnen im ersten Geschäftsjahr auf 93 300 Tonnen während der zweiten Hälfte des Berichtsjahres, d. h. um etwa 21 %, gegenüber.

Neben der Erhöhung der Leistungsfähigkeit und Wirtschaftlichkeit unserer Betriebe wandten wir besondere Aufmerksamkeit der Hebung der qualitativen Leistungen durch praktische Auswertung unserer umfassenden Forschungsarbeiten insbesondere auf dem Gebiete der Entwicklung neuer technischer Verfahren und bestimmter Stahlgüten zu. Ganz allgemein haben sich die Anforderungen an die Qualität der Erzeugnisse in den letzten Jahren durchweg erhöht; der Anteil der Produktion von Qualitätsmaterial an der Gesamtzeugung ist dauernd im Steigen begriffen.

Auch das vergangene Jahr hat die zu einer Gesundung unserer Gesamtwirtschaft unerläßliche Hebung der Aufnahme-

fähigkeit des deutschen Innenmarktes leider noch nicht gebracht. Allenthalben macht sich der Kapitalmangel in Betriebseinschränkungen und Zahlungsstockungen bemerkbar. Die Landwirtschaft, die früher zu den besten Abnehmern unserer Erzeugnisse zählte, schränkt bereits seit Jahren ihren Bedarf aufs äußerste ein.

Angesichts dieser Verhältnisse vermag nur ein durchgreifender Umbau unseres Wirtschafts-, Finanz- und Steuersystems mit dem Ziel verstärkter Neubildung von Eigenkapital eine nachhaltige Besserung der deutschen Wirtschaftslage herbeizuführen. Unterbleibt diese grundsätzliche Umstellung unserer Wirtschafts- und Finanzpolitik, so wird die mit großen Mitteln durchgeführte mehrjährige Rationalisierungsaktion der deutschen Industrie statt der erwarteten Hebung der Wettbewerbsfähigkeit im Ergebnis nur eine erhöhte Verschuldung der Betriebe der deutschen Wirtschaft und vermehrte Arbeitslosigkeit bedeuten.

Auf der anderen Seite wird der Erfolg aller Bestrebungen, die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie dem Ausland gegenüber zu steigern, in Frage gestellt, wenn ihr durch ständige Verteuerungen der Produktionsfaktoren immer wieder die Möglichkeit genommen wird, ihre Herstellungskosten denen des günstiger gestellten ausländischen Wettbewerbs anzupassen. Wie in den vergangenen Jahren, so wirkten auch in der Berichtszeit neue Lohn- und Frachterhöhungen der erstrebten Senkung unserer Selbstkostengrundlage entgegen.

Während so in Deutschland die Selbstkostengestaltung durch regelmäßig wiederkehrende Belastungen verschiedener Art äußerst erschwert wird, sucht man im Ausland der eigenen Industrie den Wettbewerbskampf auf dem Weltmarkt nach Möglichkeit zu erleichtern. Es sei hier beispielsweise nur an die weitgehende Unterstützung erinnert, die der englischen Eisen- und Stahlindustrie im letzten Jahre durch mehrfache Steuererleichterungen und durch Verbilligung der Frachten zuteil wurde, ferner an den Schutz des englischen Bergbaues durch die gleichzeitig erfolgte Einführung von Einfuhrzöllen auf Benzin und Benzol. In Deutschland verursachte demgegenüber z. B. die am 1. Oktober 1928 in Kraft getretene elfprozentige Steigerung der Reichsbahngütertarife und Kanalabgaben eine Verteuerung der Tonne Rohstahl um durchschnittlich eine Reichsmark.

Wir haben seit Gründung unserer Gesellschaft unablässig mit Hilfe technischer und organisatorischer Maßnahmen einen Ausgleich für diese fortdauernden Belastungen unserer Selbstkosten zu schaffen gesucht. Ein Betrag von insgesamt mehr als 300 Millionen Reichsmark ist von uns in den letzten drei Jahren für Betriebsumstellungen und Verbesserungen unserer Werksanlagen verausgabt worden, und dies in einer Zeit, in der die Zinssätze für Leihkapital in Deutschland in keinem Verhältnis zur erzielbaren Rente standen. Die anhaltende Steigerung aller Lasten hat die kapitalmäßige Auswirkung dieser Rationalisierungsmaßnahmen bisher immer wieder unmöglich gemacht.

Die Aussichten des neuen Jahres für die deutsche Wirtschaft und insbesondere auch für unsere Kohlen- und Eisenindustrie sind zur Zeit noch völlig undurchsichtig. Immerhin ist durch die im Dezember 1929 erfolgte Verlängerung der deutschen Eisenverbände und die zu erwartende Erneuerung der Internationalen Rohstahlgemeinschaft für die gesamte Eisenwirtschaft — Erzeuger wie Verbraucher — eine sichere Grundlage auch für die kommenden schwierigen Zeiten gegeben. Es ist — vor allem auch angesichts der schweren Reparationsbelastung der kommenden Jahre — dringend zu wünschen, daß auch die staatliche Finanz- und Wirtschaftspolitik ohne Verzögerung die notwendigen Folgerungen aus der schwierigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands zieht und damit unserem Staats- und Wirtschaftsleben die Voraussetzungen für eine gesunde Weiterentwicklung gibt.



Scheingrößen.

Radierung von Professor Josef Uhl, München.

stöbern, denen ich vielleicht ein paar Dubletten wieder ab-luxsen könnte. Eine solche alte Kundenliste ist immer eine Art Leichenfeld, besonders in jetziger Zeit, und sie lehrte mich eigentlich nicht viel: die meisten unserer früheren Käufer hatten längst ihren Besitz in Auktionen abgeben müssen oder waren gestorben, und von den wenigen Aufrechten war nichts zu erhoffen. Aber da stieß ich plötzlich auf ein ganzes Bündel Briefe von unserm wohl ältesten Kunden, der mir nur darum aus dem Gedächtnis gekommen war, weil er seit Anbruch des Weltkrieges, seit 1914, sich nie mehr mit irgendeiner Bestellung oder Anfrage an uns gewandt hatte. Die Korrespondenz reichte — wahrhaftig keine Übertreibung! — auf beinahe sechzig Jahre zurück; er hatte schon von meinem Vater und Großvater gekauft, dennoch konnte ich mich nicht entsinnen, daß er in den siebenunddreißig Jahren meiner persönlichen Tätigkeit jemals unser Geschäft betreten hätte. Alles deutete darauf hin, daß er ein sonderbarer, altväterischer, skurriler Mensch gewesen sein mußte, einer jener verschollenen Menzel- oder Spitzweg-Deutschen, wie sie sich noch knapp bis in unsere Zeit hinein in kleinen Provinzstädten als seltene Unika hier und da erhalten haben. Seine Schriftstücke waren Kalligraphika, sauberlich geschrieben, die Beträge mit dem Lineal und roter Tinte unterstrichen, auch wiederholte er immer zweimal die Ziffer, um ja keinen Irrtum zu erwecken: dies sowie die ausschließliche Verwendung von abgelösten Respektblättern und Sparkuverts deuteten auf die Kleinlichkeit und fanatische Sparwut eines rettungslosen Provinzlers. Unterzeichnet waren diese sonderbaren Dokumente außer mit seinem Namen stets noch mit dem umständlichen Titel: Forst- und Ökonomierat a. D., Leutnant a. D., Inhaber des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Als Veteran aus dem siebziger Jahr mußte er also, wenn er noch lebte, zumindest seine guten achtzig Jahre auf dem Rücken haben. Aber dieser skurrile, lächerliche Sparmensch zeigte als Sammler alter Graphiken eine ganz ungewöhnliche Klugheit, vorzügliche Kenntnis und feinsten Geschmak: wie ich mir so langsam seine Bestellungen aus beinahe sechzig Jahren zusammenlegte, deren erste noch auf Silbergrößen lautete, wurde ich gewahr, daß sich dieser kleine Provinzmann in den Zeiten, wo man für einen Taler noch ein Schock schönster deutscher Holzschnitte kaufen konnte, ganz im stillen eine Kupferstichsammlung zusammengetragen haben mußte, die wohl neben den lärmend genannten der neuen Reichen in höchsten Ehren bestehen konnte. Denn schon was er bei uns allein in kleinen Mark- und Pfennigbeträgen im Laufe eines halben Jahrhunderts erstanden hatte, stellte einen heute erstaunlichen Wert dar, und außerdem ließ sich erwarten, daß er auch bei Auktionen und anderen Händlern nicht minder wohlfeil geschaffelt. Seit 1914 war allerdings keine Bestellung mehr von ihm gekommen, ich jedoch wiederum zu vertraut mit allen Vorgängen im Kunsthandel, als daß mir die Versteigerung oder der geschlossene Verkauf eines solchen Stapels hätte entgehen können: so mußte dieser sonderbare Mann wohl noch am Leben oder die Sammlung in den Händen seiner Erben sein.

Die Sache interessierte mich, und ich fuhr sofort am nächsten Tage, gestern abend, direkt drauflos, geradeswegs in eine der unmöglichsten Provinzstädte, die es in Sachsen gibt; und wie ich so vom kleinen Bahnhof durch die Hauptstraße schlenderte, schien es mir fast unmöglich, daß da inmitten dieser banalen Ritschhäuser mit ihrem Kleinbürgerplunder, in irgendeiner dieser Stuben ein Mensch wohnen sollte, der die herrlichsten Blätter Rembrandts neben Stichen Dürers und Mantegnas in tadelloser Vollständigkeit besitzen könnte. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich aber im Postamt auf die Frage, ob hier ein Forst- oder Ökonomierat dieses Namens wohne, daß tatsächlich der alte Herr noch lebe, und machte mich — offen gestanden, nicht ohne etwas Herzklopfen — noch vor Mittag auf den Weg zu ihm.

Ich hatte keine Mühe, seine Wohnung zu finden. Sie war im zweiten Stock eines jener sparsamen Provinzhäuser, die irgendein spekulativer Maurerarchitekt in den sechziger Jahren hastig aufgestellt haben mochte. Den ersten Stock bewohnte ein biederer Schneidermeister, links glänzte im zweiten Stock das Schild eines Postverwalters, rechts endlich das Porzellantäfelchen mit dem Namen des Forst- und Ökonomierates. Auf mein zaghaftes Läuten tat sofort eine ganz alte, weißhaarige Frau mit sauberem schwarzen Häubchen auf. Ich überreichte ihr meine Karte und fragte, ob Herr Forstrat zu sprechen sei. Erstaunt und mit einem gewissen Mißtrauen sah sie zuerst mich und dann die Karte an: in diesem weltverlorenen Städtchen, in diesem altväterischen Haus schien ein Besuch von außen her ein Ereignis zu sein. Aber sie bat mich freundlich, zu warten, nahm die Karte, ging hinein ins Zimmer; leise hörte ich sie flüstern und dann plötzlich eine laute, polternde Männerstimme: „Ah, der Herr R... von Berlin, von dem großen Antiquariat... soll nur kommen, soll nur kommen... freue mich sehr!“ Und schon trippelte das alte Mütterchen wieder heran und bat mich in die gute Stube.

Ich legte ab und trat ein. In der Mitte des bescheidenen Zimmers stand hochaufgerichtet ein alter, aber noch markiger Mann mit buschigem Schnurrbart, in verschürtem, halb militärischem Hausrock und hielt mir herzlich beide Hände entgegen. Doch dieser offenen Geste unverkennbar freudiger und spontaner Begrüßung widersprach eine merkwürdige Starre in seinem Dastehen. Er kam mir nicht einen Schritt entgegen, und ich mußte — ein wenig befremdet — bis an ihn heran, um seine Hand zu fassen. Doch als ich sie fassen wollte, merkte ich an der waagerecht unbeweglichen Haltung dieser Hände, daß sie die meinen nicht suchten, sondern erwarteten. Und im nächsten Augenblick wußte ich alles: dieser Mann war blind.

Schon von Kindheit an, immer war es mir unbehaglich, einem Blinden gegenüberzustehen, niemals konnte ich mich einer gewissen Scham und Verlegenheit erwehren, einen Menschen ganz als lebendig zu fühlen und gleichzeitig zu wissen, daß er mich nicht so fühlte wie ich ihn. Auch jetzt hatte ich ein erstes Erschrecken zu überwinden, als ich diese toten, starr ins Leere hineingestellten Augen unter den aufgesträubten weißbuschigen Brauen sah. Aber der Blinde ließ mir nicht lang Zeit zu solcher Befremdung, denn kaum daß meine Hand die seine berührte, schüttelte er sie auf das Kräftigste und erneute den Gruß mit stürmischer, behaglich-polternder Art: „Ein seltener Besuch“, lachte er mir breit entgegen, „wirklich ein Wunder, daß sich einmal einer der Berliner großen Herren in unser Nest verirrt... Aber da heißt es vorsichtig sein, wenn sich einer der Herren Händler auf die Bahn setzt... Bei uns zu Hause sagt man immer: Tore und Taschen zu, wenn die Zigeuner kommen... Ja, ich kann mir's schon denken, warum Sie mich auffuchen... Die Geschäfte gehen jetzt schlecht in unserem armen, heruntergekommenen Deutschland, es gibt keine Käufer mehr, und da besinnen sich die großen Herren wieder einmal auf ihre alten Kunden und suchen ihre Schäflein auf... Aber bei mir, fürchte ich, werden Sie kein Glück haben, wir armen, alten Pensionisten sind froh, wenn wir unser Stück Brot auf dem Tische haben. Wir können nicht mehr mittun bei den irrsinnigen Preisen, die ihr jetzt macht... unsereins ist ausgeschaltet für immer.“

Ich berichtigte sofort, er habe mich mißverstanden, ich sei nicht gekommen, ihm etwas zu verkaufen, ich sei nur gerade hier in der Nähe gewesen und hätte die Gelegenheit nicht versäumen wollen, ihm als vieljährigem Kunden unseres Hauses und einem der größten Sammler Deutschlands meine Aufmerksamkeit zu machen. Kaum hatte ich das Wort „einer der größten Sammler Deutschlands“ ausgesprochen, so ging eine seltsame Verwandlung im Gesichte des alten Mannes vor.



Vor dem Pflug.

Barbaria-Verlag, München.

Radierung von Professor A. Egener.

Noch immer stand er aufrecht und starr inmitten des Zimmers, aber jetzt kam ein Ausdruck plötzlicher Helligkeit und innersten Stolzes in seine Haltung, er wandte sich in die Richtung, wo er seine Frau vermutete, als wollte er sagen: „Hörst du?“, und voll Freudigkeit in der Stimme, ohne eine Spur jenes militärisch barschen Tones, in dem er sich noch eben gefallen, sondern weich, geradezu zärtlich, wandte er sich zu mir:

„Das ist wirklich sehr, sehr schön von Ihnen . . . Aber Sie sollen auch nicht umsonst gekommen sein. Sie sollen etwas sehen, was Sie nicht jeden Tag zu sehen bekommen, selbst nicht in Ihrem prächtigen Berlin . . . ein paar Stücke, wie sie nicht schöner in der ‚Albertina‘ und in dem gottverfluchten Paris zu finden sind . . . Ja, wenn man sechzig Jahre sammelt, da kommen allerhand Dinge zustande, die sonst nicht gerade auf der Straße liegen. Luise, gib mir mal den Schlüssel zum Schrank!“

Jetzt aber geschah etwas Unerwartetes. Das alte Mütterchen, das neben ihm stand und höflich, mit einer lächelnden, leise lauschenden Freundlichkeit an unserem Gespräch teilgenommen, hob plötzlich zu mir bittend beide Hände auf, und gleichzeitig machte sie mit dem Kopfe eine heftig verneinende Bewegung, ein Zeichen, das ich zunächst nicht verstand. Dann erst ging sie auf ihren Mann zu und legte ihm leicht beide Hände auf die Schulter: „Aber Herwarth“, mahnte sie, „du fragst ja den Herrn gar nicht, ob er jetzt Zeit hat, die Sammlung zu besuchen, es geht doch schon auf Mittag. Und nach Tisch mußt du eine Stunde ruhen, das hat der Arzt ausdrücklich verlangt. Ist es nicht besser, du zeigst dem Herrn alle die Sachen nach Tisch, und wir trinken dann gemeinsam Kaffee? Dann ist auch Annemarie hier, die versteht ja alles viel besser und kann dir helfen!“

Und nochmals, kaum daß Sie die Worte ausgesprochen hatte, wiederholte sie gleichsam über den Ahnungslosen hinweg jene bittend eindringliche Gebärde. Nun verstand ich sie. Ich wußte, daß sie wünschte, ich solle eine sofortige Befichtigung ablehnen, und erfand schnell eine Verabredung zu Tisch. Es wäre mir ein Vergnügen und eine Ehre, seine Sammlung besuchen zu dürfen, aber dies sei mir kaum vor drei Uhr möglich, dann aber würde ich mich gern einfinden.

Ärgerlich wie ein Kind, dem man sein liebstes Spielzeug genommen, wandte sich der alte Mann herum. „Natürlich“, brummte er, „die Herren Berliner, die haben nie für was Zeit. Aber diesmal werden Sie sich schon Zeit nehmen müssen, denn das sind nicht drei oder fünf Stücke, das sind siebenundzwanzig Mappen, jede für einen andern Meister, und keine davon halb leer. Also um drei Uhr; aber pünktlich sein, wir werden sonst nicht fertig.“

Wieder streckte er mir die Hand ins Leere entgegen. „Passen Sie auf, Sie dürften sich freuen — oder ärgern. Und je mehr Sie sich ärgern, um so mehr freue ich mich. So sind wir Sammler ja schon: alles für uns selbst und nichts für die andern!“ Und nochmals schüttelte er mir kräftig die Hand.

Das alte Frauchen begleitete mich zur Tür. Ich hatte ihr schon die ganze Zeit eine gewisse Unbehaglichkeit angemerkt, einen Ausdruck verlegener Angstlichkeit. Nun aber, schon knapp am Ausgang, stotterte sie mit einer ganz niedergedrückten Stimme: „Dürfte Sie . . . dürfte Sie . . . meine Tochter Annemarie abholen, ehe Sie zu uns kommen? . . . Es ist besser aus . . . aus mehreren Gründen . . . Sie speisen doch wohl im Hotel?“

„Gewiß, ich werde mich freuen, es wird mir ein Vergnügen sein“, sagte ich.

Und tatsächlich, eine Stunde später, als ich in der kleinen Gaststube des Hotels am Marktplatz die Mittagsmahlzeit gerade beendet hatte, trat ein älteres Mädchen, einfach gekleidet, mit suchendem Blick ein. Ich ging auf sie zu, stellte mich vor und erklärte mich bereit, gleich mitzugehen, um die Sammlung zu besehen. Aber mit einem plötzlichen Erröten und der gleichen wirren Verlegenheit, die ihre Mutter gezeigt hatte, bat sie mich, ob sie nicht zuvor noch einige Worte mit mir sprechen könnte. Und ich sah sofort, es wurde ihr schwer. Immer, wenn sie sich einen Ruck gab und zu sprechen versuchte, stieg diese unruhige, diese flatternde Röte ihr bis zur Stirn empor, und die Hand verbastelte sich im Kleid. Endlich begann sie, stockend und immer wieder von neuem verwirrt:

„Mine Mutter hat mich zu Ihnen geschickt . . . Sie hat mir alles erzählt, und . . . wir haben eine große Bitte an Sie . . . Wir möchten Sie nämlich informieren, ehe Sie zu Vater kommen . . . Vater wird Ihnen natürlich seine Sammlung zeigen wollen, und die Sammlung . . . die Sammlung . . . ist nicht mehr ganz vollständig . . . es fehlen eine Reihe Stücke daraus . . . leider sogar ziemlich viele . . .“

Wieder mußte sie Atem holen, dann sah sie mich plötzlich an und sagte hastig:

„Ich muß ganz aufrichtig zu Ihnen reden . . . Sie kennen die Zeit, Sie werden alles verstehen . . . Vater ist nach dem Ausbruch des Krieges vollkommen erblindet. Schon vorher war seine Sehkraft öfter gestört, die Aufregung hat ihn dann gänzlich des Lichtes beraubt — er wollte nämlich durchaus trotz seiner sechsundsiebzig Jahre noch nach Frankreich mit, und als die Armee nicht gleich wie 1870 vorwärtskam, da hat er sich entseßlich aufgeregt, und da ging es furchtbar rasch abwärts mit seiner Sehkraft. Sonst ist er ja noch vollkommen rüstig, er konnte bis vor kurzem noch stundenlang gehen, sogar auf seine geliebte Jagd. Jetzt ist es aber mit seinen Spaziergängen aus, und da blieb als einzige Freude ihm die Sammlung, die sieht er sich jeden Tag an . . . das heißt, er sieht sie ja nicht, er sieht ja nichts mehr, aber er holt sich doch jeden Nachmittag alle Mappen hervor, um wenigstens die Stücke anzutasten, eins nach dem andern, in der immer gleichen Reihenfolge, die er seit Jahrzehnten auswendig kennt . . . Nichts anderes interessiert ihn heute mehr, und ich muß ihm immer aus der Zeitung vorlesen von allen Versteigerungen, und je höhere Preise er hört, desto glücklicher ist er . . . denn . . . das ist ja das Furchtbare, Vater versteht nichts mehr von den Preisen und von der Zeit . . . er weiß nicht, daß wir alles verloren haben und daß man von seiner Pension nicht mehr zwei Tage im Monat leben kann . . . dazu kam noch, daß der Mann meiner Schwester gefallen ist und sie mit vier kleinen Kindern zurückblieb . . . Doch Vater weiß nichts von allen unseren materiellen Schwierigkeiten. Zuerst haben wir gespart, noch mehr gespart als früher, aber das half nichts. Dann begannen wir zu verkaufen — wir rührten natürlich nicht an seine geliebte Sammlung . . . Man verkaufte das bißchen Schmuck, das man hatte, doch mein Gott, was war das, hatte doch Vater seit sechzig Jahren jeden Pfennig, den er erübrigen konnte, einzig für seine Blätter ausgegeben. Und eines Tages war nichts mehr da . . . wir wußten nicht weiter . . . und da . . . da . . . haben Mutter und ich ein Stück verkauft. Vater hätte es nie erlaubt, er weiß ja nicht, wie schlecht es geht, er ahnt nicht, wie schwer es ist, im Schleichhandel das bißchen Nahrung aufzutreiben, er weiß auch nicht, daß wir den Krieg verloren haben und daß Elsaß und Lothringen abgetreten sind, wir lesen ihm aus der Zeitung alle diese Dinge nicht mehr vor, damit er sich nicht erregt.“

Es war ein sehr kostbares Stück, das wir verkauften, eine Rembrandt-Radierung. Der Händler bot uns viele, viele tausend Mark dafür, und wir hofften, damit auf Jahre versorgt zu sein. Aber Sie wissen ja, wie das Geld einschmilzt . . . Wir hatten den ganzen Rest auf die Bank gelegt, doch nach

zwei Monaten war alles weg. So mußten wir noch ein Stück verkaufen und noch eins, und der Händler sandte das Geld immer so spät, daß es schon entwertet war. Dann versuchten wir es bei Auktionen, aber auch da betrog man uns trotz der Millionenpreise . . . Bis die Millionen zu uns kamen, waren sie immer schon wertloses Papier. So ist allmählich das Beste seiner Sammlung bis auf ein paar gute Stücke weggewandert, nur um das nackte, kärglichste Leben zu fristen, und Vater ahnt nichts davon.

Deshalb erschrak auch meine Mutter so, als Sie heute kamen . . . denn wenn er Ihnen die Mappen aufmacht, so ist alles verraten . . . wir haben ihm nämlich in die alten Passepartouts, deren jedes er beim Anfühlen kennt, Nachdrucke oder ähnliche Blätter statt der verkauften eingelegt, so daß er nichts merkt, wenn er sie antastet. Und wenn er sie nur antastet und nachzählen kann (er hat die Reihenfolge genau in Erinnerung), so hat er genau dieselbe Freude, als wenn er sie früher mit seinen offenen Augen sah. Sonst ist ja niemand in diesem kleinen Städtchen, den Vater je für würdig gehalten hätte, ihm seine Schätze zu zeigen . . . und er liebt jedes einzelne Blatt mit einer so fanatischen Liebe, ich glaube, das Herz würde ihm brechen, wenn er ahnte, daß alles das unter seinen Händen längst weggewandert ist. Sie sind der erste in all diesen Jahren, seit der frühere Vorstand des Dresdner Kupferstichkabinetts tot ist, dem er seine Mappen zu zeigen meint. Darum bitte ich Sie . . .“

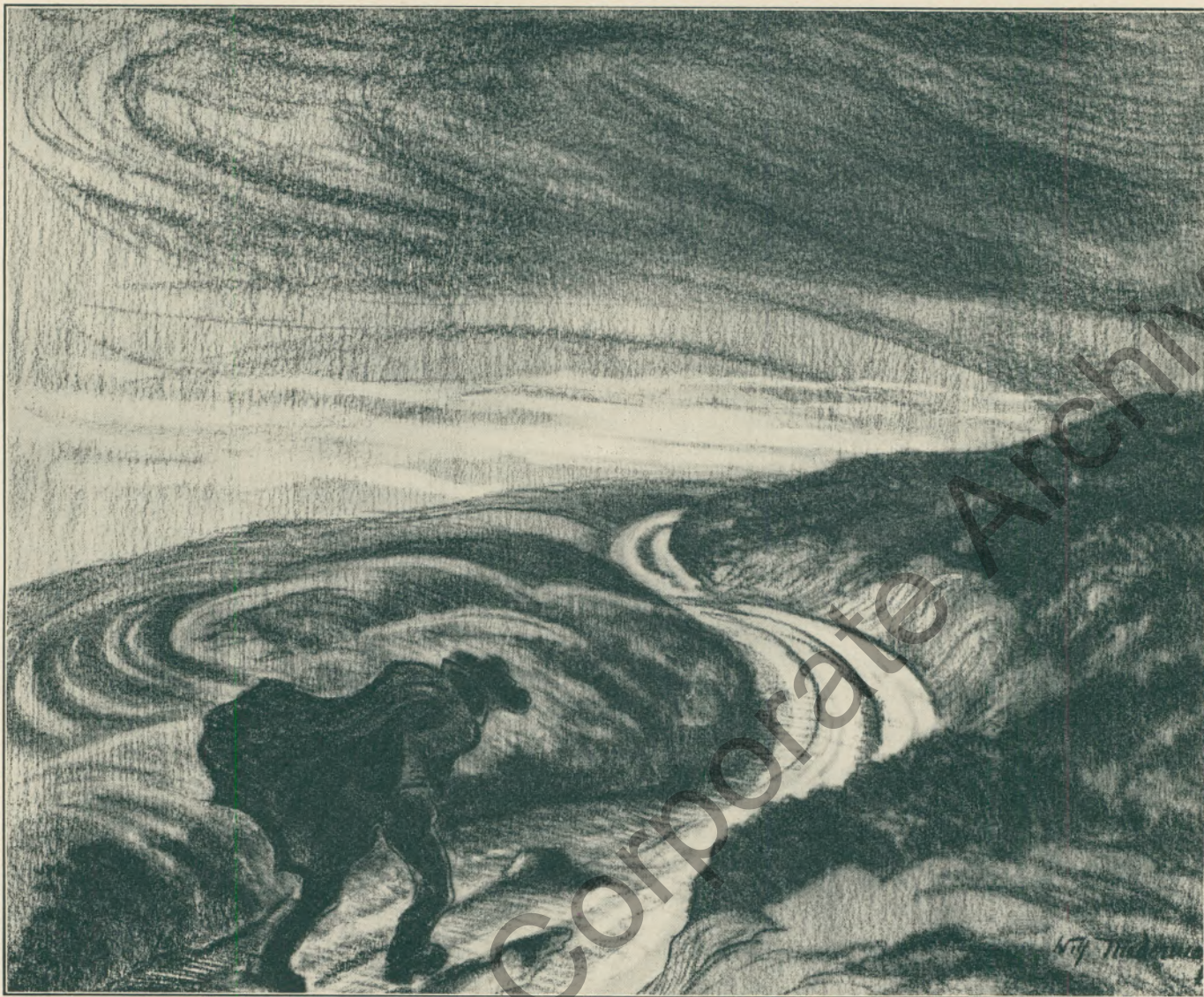
Und plötzlich hob das alternde Mädchen die Hände auf, und ihre Augen schimmerten feucht.

„. . . bitten wir Sie . . . machen Sie ihn nicht unglücklich . . . nicht uns unglücklich . . . zerstören Sie ihm nicht diese letzte Illusion, helfen Sie uns, ihm glauben zu machen, daß alle diese Blätter, die er Ihnen beschreiben wird, noch vorhanden sind . . . er würde es nicht überleben, wenn er es nur mutmaßte. Vielleicht haben wir ein Unrecht an ihm getan, aber wir konnten nicht anders: man mußte ja leben . . . und Menschenleben, vier verwaiste Kinder, wie die meiner Schwester, sind doch wichtiger als bedruckte Blätter . . . Bis zum heutigen Tage haben wir ihm ja auch keine Freude genommen damit; er ist glücklich, jeden Nachmittag drei Stunden seine Mappen durchblättern zu dürfen, mit jedem Stück wie mit einem Menschen zu sprechen. Und heute . . . heute wäre vielleicht sein glücklichster Tag, wartet er doch seit Jahren darauf, einmal einem Kenner seine Lieblinge zeigen zu dürfen, bitte . . . ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen, zerstören Sie ihm diese Freude nicht!“

Das war alles so erschütternd gesagt, wie es mein Nach- erzählen gar nicht ausdrücken kann. Mein Gott, als Händler hat man ja viele dieser niederträchtig ausgeplünderten, von der Inflation hundsöttisch betrogenen Menschen gesehen, denen kostbarster, jahrhundertealter Familienbesitz um ein Butterbrot weggegaunert worden war — aber hier schuf das Schicksal ein Besonderes, das mich besonders ergriff. Selbstverständlich versprach ich ihr, zu schweigen und mein Bestes zu tun.

Wir gingen nun zusammen hin — unterwegs erfuhr ich noch voll Erbitterung, mit welchen Rinkerlißchen von Beträgen man diese armen, unwissenden Frauen betrogen hatte, aber das festigte nur meinen Entschluß, ihnen bis zum letzten zu helfen. Wir gingen die Treppe hinauf, und kaum daß wir die Türe aufklinkten, hörten wir von der Stube drinnen schon die freudig-polternde Stimme des alten Mannes: „Herein! herein!“ Mit der Feinhörigkeit eines Blinden mußte er unsere Schritte schon von der Treppe vernommen haben.

„Herwarth hat heute gar nicht schlafen können vor Ungeduld, Ihnen seine Schätze zu zeigen“, sagte lächelnd das alte Mütterchen. Ein einziger Blick ihrer Tochter hatte sie bereits über mein Einverständnis beruhigt. Auf dem Tische lagen ausgebreitet und wartend die Stöße der Mappen, und



Wanderer im Sturm.
Zeichnung von W. Niedermeyer.

kaum daß der Blinde meine Hand fühlte, faßte er schon ohne weitere Begrüßung meinen Arm und drückte mich auf den Sessel.

„So, und jetzt wollen wir gleich anfangen — es ist viel zu sehen, und die Herren von Berlin haben ja niemals Zeit. Diese erste Mappe da ist Meister Dürer und, wie Sie sich überzeugen werden, ziemlich komplett — dabei ein Exemplar schöner als das andere. Na, Sie werden ja selber urteilen, da sehen Sie einmal!“ — er schlug das erste Blatt der Mappe auf — „das große Pferd“.

Und nun entnahm er mit jener zärtlichen Vorsicht, wie man sonst etwas Zerbrechliches berührt, mit ganz vorsichtig anfassenden schonenden Fingerspitzen der Mappe ein Passepartout, in dem ein leeres vergilbtes Papierblatt eingerahmt lag, und hielt den wertlosen Wisch begeistert vor sich hin. Er sah es an, minutenlang, ohne doch wirklich zu sehen, aber er hielt ekstatisch das leere Blatt mit ausgespreizter Hand in Augenhöhe, sein ganzes Gesicht drückte magisch die angespannte Geste eines Schauenden aus. Und in seine Augen, die starren, mit ihren toten Sternen, kam mit einem Male — schuf dies der Reflex des Papiers oder ein Glanz von innen her? — eine spiegelnde Helligkeit, ein wissendes Licht.

„Nun“, sagte er stolz, „haben Sie schon jemals einen schönen Abzug gesehen? Wie scharf, wie klar da jedes Detail herauswächst — ich habe das Blatt verglichen mit dem

Dresdner Exemplar, aber das wirkte ganz flau und stumpf dagegen. Und dazu das Pedigree! De“ — und er wandte das Blatt um und zeigte mit dem Fingernagel auf der Rückseite haargenau auf einzelne Stellen des leeren Blattes, so daß ich unwillkürlich hinsah, ob die Zeichen nicht doch noch da waren — „da haben Sie den Stempel der Sammlung Nagler, hier den von Remy und Esdaile; die haben auch nicht geahnt diese illustren Vorbesitzer, daß ihr Blatt einmal hierher in die kleine Stube käme.“

Mir lief es kalt über den Rücken, als der Ahnungslose ein vollkommen leeres Blatt so begeistert rühmte, und es war gespenstisch mitanzusehen, wie er mit dem Fingernagel bis zum Millimeter genau auf alle die nur in seiner Phantasie noch vorhandenen unsichtbaren Sammlerzeichen hindeutete. Mir war die Kehle vor Grauen zugeschnürt, ich wußte nichts zu antworten; aber als ich verwirrt zu den beiden auffah, begegnete ich wieder den flehentlich aufgehobenen Händen der zitternden und aufgeregten alten Frau. Da faßte ich mich und begann mit meiner Rolle.

„Unerhört!“ stammelte ich endlich heraus. „Ein herrlicher Abzug.“ Und sofort erstrahlte sein ganzes Gesicht vor Stolz. „Das ist aber noch gar nichts“, triumphtierte er, „da müßten Sie erst die ‚Melancholia‘ sehen oder da die ‚Passion‘, ein illuminiertes Exemplar, wie es kaum ein zweites Mal vorkommt in gleicher Qualität. Da sehen Sie nur“ — und

wieder strichen zärtlich seine Finger über eine imaginäre Darstellung hin — „diese Frische, dieser körnige, warme Ton. Da würde Berlin kopfstehen mit allen seinen Herren Händlern und Museumsdoktoren.“

Und so ging dieser rauschende, redende Triumph weiter, zwei ganze geschlagene Stunden lang. Nein, ich kann es Ihnen nicht schildern, wie gespenstisch das war, mit ihm diese hundert oder zweihundert leeren Papierfetzen oder schäbigen Reproduktionen anzusehen, die aber in der Erinnerung dieses tragisch Ahnungslosen so unerhört wirklich waren, daß er ohne Irrtum in fehlerloser Aufeinanderfolge jedes einzelne mit den präzisesten Details rühmte und beschrieb: die unsichtbare Sammlung, die längst in alle Winde zerstreut sein mußte, sie war für diesen Blinden, für diesen rührend betrogenen Menschen, noch unterstellt da und die Leidenschaft seiner Vision so überwältigend, daß beinahe auch ich schon an sie zu glauben begann. Nur einmal unterbrach schreckhaft die Gefahr eines Erwachens die somnambule Sicherheit seiner schauenden Begeisterung: er hatte bei der Rembrandtschen „Antiope“ (einem Probeabzug, der tatsächlich einen unermesslichen Wert gehabt haben mußte) wieder die Schärfe des Druckes gerühmt, und dabei war sein nervös helllichtiger Finger, liebevoll nachzeichnend, die Linie des Eindruckes nachgefahen, ohne daß aber die geschärften Lastnerven jene Vertiefung auf dem fremden Blatte fanden. Da ging es plötzlich wie ein Schatten über seine Stirne hin, die Stimme verwirrte sich. „Das ist doch . . . das ist doch die Antiope?“ murmelte er, ein wenig verlegen, worauf ich mich sofort ankurbelte, ihm eilig das gerahmte Blatt aus den Händen nahm und die auch mir gewärtige Radierung in allen möglichen Einzelheiten begeistert beschrieb. Da entspannte sich das verlegen gewordene Gesicht des Blinden wieder. Und je mehr ich rühmte, desto mehr blühte in diesem knorrigen, vermorschten Manne eine joviale Herzlichkeit, eine bieder-heitere Innigkeit auf. „Da ist einmal einer, der etwas versteht“, jubelte er, triumphierend zu den Seinen hingewandt. „Endlich, endlich einmal einer, von dem auch ihr hört, was meine Blätter da wert sind. Da habt ihr mich immer mißtrauisch gescholten, weil ich alles Geld in meine Sammlung gesteckt: es ist ja wahr, in sechzig Jahren kein Bier, kein Wein, kein Tabak, keine Reise, kein Theater, kein Buch, nur immer gespart und gespart für diese Blätter. Aber ihr werdet einmal sehen, wenn ich nicht mehr da bin — dann seid ihr reich, reicher als alle in der Stadt, und so reich wie die Reichsten in Dresden; dann werdet ihr meiner Narrheit noch einmal froh sein. Doch solange ich lebe, kommt kein einziges Blatt aus dem Haus — erst müssen sie mich hinaustragen, dann erst meine Sammlung.“

Und dabei strich seine Hand zärtlich, wie über etwas Lebendiges, über die längst geleerten Mappen — es war grauenhaft und doch gleichzeitig rührend für mich, denn in all den Jahren des Krieges hatte ich nicht einen so vollkommenen, so reinen Ausdruck von Seligkeit auf einem deutschen Gesichte gesehen. Neben ihm standen die Frauen, geheimnisvoll ähnlich den weiblichen Gestalten auf jener Radierung des deutschen Meisters, die, gekommen, um das Grab ihres Heilands zu besuchen, vor dem erbrochenen, leeren Gewölbe mit einem Ausdruck fürchtigen Schreckens und zugleich gläubiger, wunderfreudiger Ekstase stehen. Wie dort auf jenem Bilde die Jüngerinnen von der himmlischen Ahnung des Heilands, so waren diese beiden alternden, zermürbten, armseligen Kleinbürgerinnen angestrahlt von der kindlich seligen Freude des Greises, halb in Lachen, halb in Tränen, ein Anblick, wie ich ihn nie ähnlich erschütternd erlebt. Aber der alte Mann konnte nicht satt werden an meinem Lob, immer wieder häufte und wendete er die Mappen, durstig jedes Wort eintrinkend: so war es für mich eine Erholung, als endlich die lägnerischen Mappen zur Seite geschoben wurden und er widerstrebend den Tisch freigeben mußte für den Kaffee. Doch was war dies

mein schuldbewußtes Aufatmen gegen die aufgeschwellte, tumultuöse Freudigkeit, gegen den Übermut des wie um dreißig Jahre verjüngten Mannes! Er erzählte tausend Anekdoten von seinen Käufen und Fischzügen, tappte, jede Hilfe abweisend, immer wieder auf, um noch und noch ein Blatt herauszuholen: wie von Wein war er übermütig und trunken. Als ich aber endlich sagte, ich müßte Abschied nehmen, erschrak er geradezu, tat verdrossen wie ein eigensinniges Kind und stampfte trotzig mit dem Fuße auf, das ginge nicht an, ich hätte kaum die Hälfte gesehen. Und die Frauen hatten harte Not, seinem starrsinnigen Unmut begreiflich zu machen, daß er mich nicht länger zurückhalten dürfe, weil ich meinen Zug veräume.

Als er sich endlich nach verzweifelm Widerstand gefügt hatte und es an den Abschied ging, wurde seine Stimme ganz weich. Er nahm meine beiden Hände, und seine Finger strichen liebevoll mit der ganzen Ausdrucksfähigkeit eines Blinden an ihnen entlang bis zu den Gelenken, als wollten sie mehr von mir wissen und mir mehr Liebe sagen, als es Worte vermochten. „Sie haben mir eine große, große Freude gemacht mit Ihrem Besuch“, begann er mit einer von innen her ausgewühlten Erschütterung, die ich nie vergessen werde. „Das war mir eine wirkliche Wohltat, endlich, endlich einmal wieder mit einem Kenner meine geliebten Blätter durchsehen zu können. Doch Sie sollen sehen, daß Sie nicht vergebens zu mir alten, blinden Manne gekommen sind. Ich verspreche Ihnen hier vor meiner Frau als Zeugin, daß ich in meine Verfügungen noch eine Klausel einsetzen will, die Ihrem altbewährten Hause die Auktion meiner Sammlung überträgt. Sie sollen die Ehre haben, diesen unbekannten Schatz“ — und dabei legte er die Hand liebevoll auf die ausgekauften Mappen — „verwalten zu dürfen bis an den Tag, da er sich in die Welt zerstreut. Versprechen Sie mir nur, einen schönen Katalog zu machen: er soll mein Grabstein sein, ich brauche keinen besseren.“

Ich sah auf Frau und Tochter; sie hielten sich eng zusammen, und manchmal lief ein Zittern hinüber von einer zur andern, als wären sie ein einziger Körper.

Die Frauen begleiteten mich zur Tür. Sie wagten nicht zu sprechen, weil seine Feinhörigkeit jedes Wort erlauscht hätte, aber wie heiß in Tränen, wie strömend voll Dankbarkeit strahlten ihre Blicke mich an! Ganz betäubt tastete ich mich die Treppe hinunter. Eigentlich schämte ich mich: da war ich wie der Engel des Märchens in eine Armeleutstube getreten, hatte einen Blinden sehend gemacht für eine Stunde nur dadurch, daß ich einem frommen Betrug Helferdienst bot und unverschämte log, ich, der in Wahrheit doch als ein schäbiger Krämer gekommen war, um ein paar kostbare Stücke jemandem listig abzugeben. Was ich aber mitnahm, war mehr: ich hatte wieder einmal reine Begeisterung lebendig spüren dürfen in dumpfer, freudloser Zeit, eine Art geistig durchleuchteter, ganz auf die Kunst gewandter Ekstase, wie sie unsere Menschen längst verlernt zu haben scheinen. Und mir war — ich kann es nicht anders sagen — ehrfürchtig zumut, obgleich ich mich noch immer schämte, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Schon stand ich unten auf der Straße, da flirrte oben ein Fenster, und ich hörte meinen Namen rufen: wirklich, der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, mit seinen blinden Augen mir in der Richtung nachzusehen, in der er mich vermußte. Er beugte sich so weit vor, daß die beiden Frauen ihn vorsorglich stützen mußten, schwenkte sein Taschentuch und rief: „Reisen Sie gut!“ mit der heiteren, aufgefrischten Stimme eines Knaben. Unvergeßlich war mir der Anblick: dies frohe Gesicht des weißhaarigen Greises da oben im Fenster, hoch schwebend über all den mürrischen, gehekten, geschäftigen Menschen der Straße, sanft aufgehoben aus unserer wirklichen widerlichen Welt von der weißen Wolke eines gütigen Wahns.

Alte deutsche Kaufmannshäuser.

Von
H. Kleiner.



Das „Schiffehaus“ in Lübeck.

Das „Knochenhauermeistershaus“ in Hildesheim.

Das Bürgerhaus ist dem Stadtbild ebenso wichtig wie sein Dom, sein Schloß oder Rathaus. Es ist gleichsam das Herz der alten Stadt, dessen Pulsschlag auch heute noch dem vernehmbar wird, der in lebhaftem Sichversenken versucht, die Sprache der ehrwürdigen Wohnstätten vergangener Geschlechter zu ertauschen.

Die ältesten dieser alten Häuser sind die Kaufmannshäuser, die mit der Stadt geworden und gewachsen sind. Denn lange bevor das Zunftleben und mit ihm der Wohlstand des Handwerks emporblühte, hatte in jeder Stadt die Kaufmannsgilde Geltung und Rechte.

Der Begriff des Kaufmannstums war im Mittelalter bei weitem nicht so umfassend wie in unseren Tagen. Der

Kaufmann der alten Zeit war nur der große Einkäufer, der die Waren von fernen Ländern heranzahlte und dann weiterverkauft, der Kleinhändler gehörte als „Krämer“ wieder einer anderen, eigenen Zunftgemeinschaft an. Darum war der Stand des Kaufmannes immer den wohlhabenden Bürgern der Städte vorbehalten, und die vielgereisten, welt-erfahrenen Kaufherren waren dem Rat der Stadt wertvolle, unentbehrliche Helfer. Auch ihre Häuser trugen den Stempel der Würde und des Besitzes. Weite Speicher und Lagerräume waren zur Unterbringung der Waren erforderlich, und auch die Wohnungen waren weitläufig angelegt, da sie ja außer der Familie des Kaufmannes und dem Hausgesinde auch



Alter Kran in Lüneburg.

den größten Teil der Angestellten beherbergen mußten. Die stolze und mächtigste Kaufmannsgemeinschaft des Mittelalters, die norddeutsche Hanse, hielt ihre Mitglieder in äußerst strenger, häuslich gebundener Zucht, die besonders in den großen auswärtigen Hansesiedlungen, z. B. in Bergen, zu einem fast mönchischen Gemeinschaftsleben führte. Duster ragend, gebieterisch, stehen noch heute die Häuser der Hanse in ihren Städten, mit hohen Giebeln, Kranen und Winden, oft der Wasserstraße zugewandt. Der oberdeutsche Handel, der von den Kultureinflüssen Italiens beherrscht wurde, zeigt auch in seinen Häusern ein weit freundlicheres Gesicht. Die „königlichen Kaufleute“ des deutschen Südens gestalteten ihre Häuser nach dem Vorbild ihrer Standesgenossen jenseits der Alpen zu großartigen, palastähnlichen Bauten, die prachtvollen Hausrat und herrliche Kunstschätze bargen. Das Begehren der Stube gewann jedoch erst im fünfzehnten Jahrhundert mit dem Aufblühen des Kunsthandwerks und mit der Erfindung der Glasscheiben in den deutschen Städten Eingang. Der Kleinhandel spielte sich auf dem Markt oder in den „Gewölben“, dunklen, kellerartigen Räumen im Erdgeschoß der benachbarten Häuser, ab; die Laubenstraßen alter schlesischer, westfälischer oder Tiroler Städte mit ihren hohen schmalen Häusern und den dunklen Läden geben uns noch heute ein anschauliches Bild des mittelalterlichen Klein Kaufmannslebens.



Alte Hamburger Kaufmannshäuser hinter dem Rathaus.



Alte Kaufmannshäuser in Stade.

Die alten Kaufmannshäuser sind jedoch nicht nur ein treuer Spiegel des kulturgeschichtlichen Lebens ihrer Zeit, sondern auch gleichzeitig wertvolle Denkmäler der Architektur und Kunstgeschichte. In ihnen ist die typische Bauweise ihrer Stadt erhalten geblieben. Die neuzeitlichen Kauf- und Geschäftshäuser, die das Bild der modernen Großstadt vollständig beherrschen, scheinen zu den alten Kaufmannshäusern in völligem Gegensatz zu stehen. Ihr Stil ist unabhängig von der architektonischen Eigenart ihres Landes, die Gestaltung des Gebäudes wird nur von dem Gedanken der Zweckmäßigkeit getragen. Während einst geheimnisvolles Dunkel, tiefe Gewölbe und feste Mauern die auf mühevollen Reisen mit Gefahren für Gut, Leib und Leben teuer erworbenen Warenschätze des Kaufmannes argwöhnisch vor der Welt verborgen hielten, zeigt heute verschwenderische Fülle von Licht und Helle dem Auge all die Herrlichkeiten, die der Kaufmann seinem Kunden zu bieten vermag. Stein und Holz als Baumaterial sind überwunden, die modernen Warenhäuser scheinen fast nur aus Eisen und Glas errichtet zu sein. Nützlichkeitsbauten bis zu letzten Möglichkeiten, und doch Märchenpaläste, deren eigenartig zwingende Schönheit auch in den nüchternen Tagen unserer Gegenwart Träume erstehen läßt und in das Reich der sagenhaften Kaufleute von einst zurückführt, die in ihren Schiffen die Welt umsegelten, um alle ihre Herrlichkeiten heimzubringen.

Kramer & Friemann.

Eine Lehrzeit.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

(I. Fortsetzung.)

Das Zeugnis.

Buchhalter Vater hatte mir erzählt, wie man Leute nach Punkt und Komma im Bewerbungsschreiben auswählt. Prokurist Mathis erweiterte mein Lehrlingswissen von diesen Zeichen nach der Seele Seite.

Gegen Ende meiner Lehrzeit war ein Posten von Bedeutung zu besetzen. Unsere Firma schrieb ihn aus, ganz knapp und fest umrandet: Verlangt das und das, gegeben das, Bewerbungen, die dem einen nicht genügen und das andere nicht wollen, zwecklos. Das siebte bis auf eine Handvoll. Diese Handvoll ward bestellt. Immer einer jeden Vormittag. Das gab dann jedesmal eine Vorstellung, auch nach der Theaterseite. Ich weiß es deshalb noch ganz genau, weil ich mitzuspielen hatte. Des Versuchers Rolle war mir eingelernt. „Gefcheiter ist es“, sagte Mathis, „vorher eine kleine Komödie, die niemand weh tut, als nachher ein Trauerspiel.“ Hinter einer Glastür wartete ich aufs Stichwort.

Ein Bewerber ward hereingelassen. Er verbeugte sich schon dreimal an der Türe. „Auweh“, dachte ich, „wie ich den Mathis kenne . . .“ Aber Mathis war der Verbeugung wegen lange nicht so oberflächlich wie ein Lehrling.

Der Bewerber drechselte schwungvoll Satz um Satz. „Auweh“, dachte ich, „wie ich den Mathis kenne . . .“ Aber Mathis war der Worte wegen lange nicht so siebengefcheit wie ein gewisser Lehrling.

Der Bewerber fing an zu versprechen, dies und jenes, ganze Berge. „Auweh“, dachte ich, „wie ich den Mathis kenne . . .“ Aber ich kannte ihn noch lange nicht. Er ließ es alles über sich ergehen.

Der Bewerber begann, mit stolzer Miene Zeugnisse auszu packen. „Ganz vernünftig“, dachte ich, „denn —“ „Lassen Sie die Zeugnisse nur ruhig drinnen“, sagte Herr Mathis lächelnd.

Der Bewerber war schier beleidigt: „Aber Sie müssen doch —“

„Was ich muß, ist vorher schon geschehen. Ich erkundigte mich frischweg bei den angegebenen Firmen. Möglichst mündlich. Geschriebene Austrittszeugnisse — na ja, man weiß ja — wünschen alles Gute und so weiter — oder hätten Sie schon mal ein Zeugnis so gelesen: Inhaber dieses ist ein Lump — wohlverstanden, wenn er einer war —“

Der Bewerber war zum andernmal beleidigt.

„Natürlich sind Sie feiner“, lachte Mathis, „ständen sonst nicht hier — nicht in der engsten Wahl — auch sonst stimmt alles: Fähigkeiten und persönliche Gewandtheit, worüber ich in fünf Minuten, Angesicht zu Angesicht mehr erfahre, als was in einem Duzend Zeugnissen drinsteht, oder vielmehr nicht drinsteht — was gibt es, Müller?“

„Herr Mathis“, kam ich mit der eingelernten Rolle, „Herr Mathis, dieser Wechsel ist zurückgekommen.“

„Warum?“

„Ich vermute, Sie vergaßen ihn zu unterschreiben, als ich den Begleitbrief vorlegte.“

„Unsinn, Sie hätten's beim Versenden merken müssen!“

„Ich — ich dachte“, stotterte ich auftragsmäßig, „Sie selbst hätten beim Lesen des Briefes, ehe Sie ihn unterschrieben —“

„Ach was, da hätt' ich viel zu tun — man kann nicht alles lesen, was man unterschreibt — nicht wahr, Herr, das finden Sie doch auch?“

Der Bewerber klappte vor eiliger Zustimmung fast zusammen:

„Natürlich — selbstverständlich — überhaupt, diese jungen Leute von heutzutage —“

„— haben recht, verehrter Herr“, sagte Mathis ernst. Der Bewerber sah verdußt darein: „Aber Sie selbst haben doch soeben —“

„— Sie soeben auf die Probe stellen wollen — nehmen Sie's nicht ungut — der Posten braucht mehr als Zeugnisse, mehr als Gewandtheit, mehr als Können — er braucht Rückgrat — Charakter auch vor Vorgesetzten — wie sollen wir sonst die Wahrheit hören, die auch uns Vorgesetzten not tut, dann und wann, im Auftrage des Geschäftes, dem wir alle dienen — Sie sehen selbst: das letzte Zeugnis hat nicht ganz genügt — ich bitte sehr, die kleine Komödie zu entschuldigen . . .“

So geschah es einmal, zweimal. Beim drittenmal aber, als Herr Mathis sagte: „ . . . nicht wahr, Herr, das finden Sie doch auch?“ klappte der Bewerber nicht zusammen. War es der Bewerber, der auf einmal ernst wurde, sehr ernst:

„Nein, ich finde, daß man alle Briefe, die man unterschreibt, erst lesen muß — Verzeihung — ich weiß, mein Freimut ist nicht diplomatisch —“

„Hem.“

„— und meine Aussicht auf die Stelle wird auf Null zusammenschrumpfen —“

Herr Mathis lächelte: „Sie irren, Herr, Sie sind unser Mann. — Charakter ist es, was wir für den Posten brauchen.“

Theater.

Ich merkte bald, der Spreißler vom Zigarrenlager suchte meine Freundschaft. Darauf war ich stolz als Lehrling. Denn ich hatte erst ein Taschengeld, und er verdiente schon ganz hübsch.

Der Spreißler wußte täglich, was „gegeben“ wurde. Heute gibt's den „Tell“, sagte er. — „D je“, sagte ich. Er sah mich strafend an: „Warum, D je!“ — „Weil wir ihn ein halbes Jahr lang in der Schule hatten.“ — „Sei froh.“ — „Ja, daß sich's ausgestellt hat jetzt.“ — „Schäm' dich — ich hab' in der Volksschule niemals Tell lesen dürfen.“ — „Sei froh, wir haben sieben Tellaufsätze machen müssen.“ — „Tellaufsätze? Tell spielt man oder liest man, aber einen Aufsatz kann man doch aus Tell nicht —“

Da verstand ich freilich, daß er sich noch für Tell begeistern konnte. Daß er ihn auswendig lernte, während er im Lager räumte. Daß er ihn auf sagte, während er die Lagerlisten schrieb. Daß er einmal schüchtern fragte, ob ich Sonntagvormittag ins Lager kommen wolle. Wenn niemand da sei, lege sich's am besten los.

Den Teufel auch, wie hat er mit der Geflerszene losgelegt! Wie alte Geflerhüte wackelten die Federnkistchen. Ein halbes Duzend focht er mit den Armen vom Gestell herab. Sie klatschten mit einem Riesenbeifall auf den Boden. Ich klatschte ehrlich mit: „Spreißler“, sagte ich, wie man so sagt, „du hättest Schauspieler werden sollen.“

„Hättest?“ glühte er, „das will ich ja!“

Jetzt kriegte ich die großen Augen: „Aber Spreißler, bei Kramer & Friemann —“

„— wohnt die Freiheit nicht und wird kein Tell gegeben — weiß ich — weiß ich — darum will ich fort!“

„Fort? Wohin?“

„Aufs Theater.“

„Aber muß man da nicht mehr —?“

„Ich kann die ‚Jungfrau‘, ich kann die ‚Stuart‘, ich kann den ‚Egmont‘, den ‚Wallenstein‘, den halben ‚Faust‘, das Vernünftige von Shakespeare . . .“ Er sprach Shakespeare. Ich hatte nicht den Mut, zu korrigieren. Darauf kam es schließlich nicht an.

„Willst du mitgehn?“ fragte er geradezu.

„Wie, zum Theater?“

„Nein, ich will mich prüfen lassen — da ist ein Zeuge gut, verstehst du?“

Aha: Duell, und ich soll seine Siegerschaft bezeugen.

„Ich bin bestellt“, glänzte er, „heute nachmittag — schau her — du kennst doch Reimar Schwüloff? — inseriert alle Montag und Donnerstag: ‚Aufstrebende, die sich der Bühne widmen wollen, erhalten Rat und Unterweisung‘ — er hat mir geschrieben — denk’ doch: Reimar Schwüloff selbst . . .“

Schwüloff wohnte hoch und seltsam schmierig. „Künstlerlaune“, flüsterte Spreißler im Vorzimmer. Da kam Reimar Schwüloff schon hereingetigert. Übernächtigt, verpfunden, dachte ich. „Wahnsinnig interessant“, flüsterte Spreißler.

Mit Napoleonschritten drang Schwüloff ein auf Spreißler: „Weiß schon — schreiben glühend — direkt dramatisch — zweifellos begabt für Bühne — sollten Stunden nehmen — bin bereit, Ihnen ausnahmsweise —“

„Zunächst will mein Freund sich prüfen lassen“, fiel ich nüchtern ein.

Er schien mich jetzt erst zu bemerken: „Aha, noch einer — scheinen mir mehr ins satirische Fach zu schlagen, während Ihr Freund die Heldenrollen wie Wallenstein, Graf Leicester —“

„Darf ich vielleicht die Leicesterszene mit Elisabeth —?“ stammelte Spreißler.

Der Übernächtigte gähnte, schaute auf die Uhr: „Na, man zu!“

Freund. Spreißler zitterte. Der Übernächtigte gähnte zum zweitenmal: „Ich sollte eigentlich jetzt Stunden — Zeit kostbar — machen Sie voran!“

Spreißler machte voran. Erst noch befangen, dann mit dem Pathos vom Zigarrenlager. Weit kam er nicht. Der Übernächtigte gähnte zum drittenmal, schrie: „Famos, famos! an mein Herz, mein Künstlerherz — ich hab’s gemußt: epochal — direkt epochal!“ Er umarmte ihn. Spreißler zitterte vor Freude und stotterte: „Darf ich die Szene nicht zu Ende —?“

„Wozu? — die Sache ist entschieden — Sie sind talentiert — riesig talentiert — epochal talentiert — Sie müssen Stunden nehmen — weil Sie’s sind, sagen wir zehn Mark — ich nehm’ sonst zwanzig — hier ein Formular — unterschreiben Sie mal auf ein halbes Jahr — oder gleich ’n ganzes —“

Es gab mir einen Ruck. „Mein Freund wird das Formular mitnehmen“, sagte ich, „und zu Hause in aller Ruhe seine Entscheidungen treffen.“

Er sah mich ärgerlich an: „Sie haben keinen Schwung — Sie scheinen ein Banause — nicht zwei Pfennig gebe ich für Ihre Signatur zum Theater —“

„Ich auch nicht“, sagte ich, „komm Spreißler — du wirst schreiben — wir empfehlen uns, Herr Schwüloff.“

Schweigend gingen wir die Treppe hinab, schweigend die Straße entlang, schweigend durch den Park. Aber am Flußufer packte er mich am Rockknopf: „Wenn du ihn mir nur nicht verbiestert hast“, sagte er bedrückt.

„Wen?“ stellte ich mich an.

„Den Meister.“

„Welchen Meister?“

„Reimar Schwüloff doch.“

„Der?“ sagte ich mit der Klargesichtigkeit des Freundes, „der ist kein Meister.“

„Was denn?“ jagte er sauer.

„Ein Schwindler zu zehn Mark die Stunde.“

Er brauste auf. Er schrie mich an: „Du zerstörst mir meine Zukunft, du gönnst mir nicht, daß ich berühmt —!“

„Spreißler“, sagte ich und sah ihm herzlig in die geröteten Augen, „ich gönn’ dir alles, nur nicht, daß du dem verpfundenen Kerl in die Klauen kommst, hast du nicht gesehen, Mensch, wie . . .“ Eindringlich sprach ich auf ihn ein. Umsonst. Er schrie, er focht mit den Armen in den trüben Herbsttag, er stellte sich an einen kleinen Wasserwirbel des Flusses, er deklamierte: „Ich Unglückseliger, mir bleibt nur noch —“

Theater, dachte ich, Theater. Aber leid tat er mir doch, schrecklich leid.

„Spreißler, schau’, ich will’s wieder gutmachen!“

„Schlange, mir aus dem Angesicht!“ schauspielerte er weiter, daß ein Angler am andern Ufer die Faust ballte: „Epinnete Tröpf’, vertreibt’s mir alle Fisch, damische Komödieppen!“

Wieder schweigend wanderten wir parkuer. Der Nebel war so dicht geworden, daß wir den Weg verloren.

„Du, Spreißler“, sagte ich, „warum willst du eigentlich aufs Theater?“

„Weil ich muß.“

„Und warum mußt du?“

„Weil ein innerer Drang mich in jene lichten Höhen treibt, wo —“

Ich unterbrach ihn mit einem zweiten Hellgesicht an diesem Tag — was kein Verdienst war, sondern eine Wallung. „Drang in lichte Höhen, Spreißler? Ist’s denn ein dunkles Loch bei Kramer & Friemann?“

„Nein, ich weiß, ich habe einen schönen Posten, aber —“, und wie donnerte er sich auf, „ich habe einen verfehlten Beruf und keine Menschenseele, die mir Klarheit schafft in — in —“

„— lichte Höhen, weiß schon. Aber was die Klarheit anlangt, Spreißler, die könnt’ ich dir verschaffen.“

„Du — du —?“

„Ich Banause, meinst du, weiß schon. Mein Onkel Cäsar war ein Schulkamerad von Strasser.“

„Strasser, Walter Strasser“, sprach er den Namen ehrfürchtig nach.

„Nein, dessen Vater. Mit einer Visitenkarte Onkel Cäsars aber wenn wir ausgerüstet sind, wird’s der Sohn dir sagen.“

„Was?“

„Ob du den Beruf verfehlt hast. Und was Walter Strasser sagt, das wirst du wohl doch glauben?“

„Strasser, Walter Strasser . . .“ wiederholte er verzückt.

Das war im Herbst am späten Abend.

Am nächsten Sonntag standen wir feierlich vor des alten Demokraten Wohnung. Die Haushälterin blinzelte mißtrauisch: „Nix da, der gnä’ Herr kriegt kei’ Lust!“ Damit waren wir wieder an der Lust, die er nicht kriegen konnte.

Knapp vor Weihnachten versuchten wir es noch einmal.

Hochgeschichtet lagen die Kissen. Darauf sein alter Freiheitskopf. „Onkel, wie geht’s?“ Er antwortete nicht. Pfeifend gingen seine Atemzüge. Aber still und klar im Windsturm lag sein Auge, wie ein tiefgebetteter Bergsee, über den hoch der Wilde Jäger braust. Das Alterskindische der letzten Jahre war verweht, das Kindliche geblieben. So mag er achtundvierzig ausgesehen haben, als die Barrikaden wuchsen.

„Onkel, mein Freund Spreißler will sich prüfen lassen. Zum Theater will er nämlich. Und da du den Vater des großen Schauspielers Walter Strasser kanntest —“

„Strasser?“ murmelte er, „Strasser?“ — ja ja, der Strasser war es, der — der —“ Er kam nicht weiter. Qualvoll pffiff die Luft. Auf einmal wurde es ihm seltsam leicht. Ein Echall umrandete das alte Freiheitsauge. Sonderbar



Eisplatz.
Radierung von Professor Walter Klemm, München.

Bavaria-Verlag, München.

klar erklang's im dumpfen Raum: „Ja, das war der Strasser, der dem Lateinprofessor das Juckpulver in die Tabaksdose mischte — so so, bei dem will er sich prüfen —“

„Nein, Onkel, bei seinem Sohn, der —“

„Sohn? Haha, fragt ihn doch mal, ob er auch Juckpulver —?“ Ein Wilder Jäger stürmte über'n Kamm. Er fiel senkrecht auf den Bergsee. Wir ward sein Auge Schrecklich warf es seinen Körper. Unsern jungen Seelen wurde es so ängstlich. Wir küßten seine Hand. Auf den Zehenspitzen schlichen wir hinaus.

Einen Tag vor Weihnachten, wieder an einem Schneesonntag war es, da haben sie den alten Freiheitskämpfer begraben. Spreißler war auch dabei. Auf dem Heimweg öffnete er zögernd die Brieftasche. Die weiße Karte klappte auf. „Gehst du mit?“ sagte er schüchtern und doch flehentlich. Von einem Fuß trat er verlegen auf den andern, daß die Schuhe schmutzig wurden. Es juckte mich, aufzudonnern: „Schäme dich — am Begräbnistage meines Onkels — einen Tag vor Weihnachten wagst du . . .!“ Aber da mußte ich niesen. Und beim Niesen fiel mir ein: „Ja, das war der Strasser, haha, der dem Lateinprofessor das Juckpulver in die Tabaksdose mischte, haha.“ Nein, wenn mein Onkel, der Freiheitsheld, beim Sterben nicht mal feierlich-moralisch wurde, brauchte ich, sein Nefte, es nach seinem Tod erst recht nicht.

„Gut, ich gehe mit. Aber wir müssen damit rechnen, Spreißler, daß er uns hinauswirft — denk' doch: heute abend ist Weihnachtsabend —“

„Ja ja, aber wo sich's doch um meine Zukunft handelt —“

„Um deine, Spreißler, nicht um seine.“

„Und dann haben wir doch die Karte, komm nur, komm geschwind.“

Dennoch gingen wir in einem Bogen durch den Park in die Wohnung des großen Tragöden. „Wie stellst du ihn dir eigentlich privat vor?“ fragte Spreißler.

„Ich weiß nicht. Du?“

„Wie den Mann am Grab deines Onkels, der im Namen des Vereins die Rede hielt. Was der für eine Stimme hatte! Und sahst du, wie er seine Arme warf?. Wie kläglich wenig und wie schwunglos dagegen der Mann im grauen Überzieher sprach — wer war der eigentlich!“

„Weiß nicht — bscht, da vor uns geht er — wie komisch — Nummer 47 — geht ins gleiche Haus — er wird doch nicht —“

Der unscheinbare Graue betrachtete uns freundlich: „Nun, wohin?“

„Zu Herrn Strasser, dem berühmten —“

„Na, na, berühmt?“ meinte er geringschätzig.

„Erlauben Sie“, donnerte Spreißler, „Sie könnten froh sein, wenn Sie so berühmt —“

„Na schön, da will ich also froh sein — und was wollt ihr nun von mir?“

Unsere Antwort mußte wohl nicht gar zu klar gelautes haben. „Schön“, sagte er lächelnd, „das erklärt ihr mir dann nach den Feiertagen —“

Aber da zückten wir die Karte. „Hm“, meinte er ernst, „wenn dieser Tote euch empfiehlt — darf ich bitten.“

Wir stotterten, wir stolperten, wir drehten Phrasen, wir saßen in seinem hohen Arbeitszimmer. „Na, was also?“ unterbrach er uns, „den Wallenstein, den Tell, den —?“

„Den Leicester“, sagte Spreißler, „wenn ich bitten dürfte.“
Er durfte. Ich flüsterte ihm zu: „Leise, Spreißler, leise.“
Aber er sah mich vernichtend an. Etwa so: „Ha, du willst mich in der Wendestunde meines Lebens hereinlegen — nein, das soll dir nicht gelingen!“

Er legte los, zigarrenlagermäßig legte er los. Einen Leicester legte er hin, mit Tönen: armdick. Und bevor es ihn rollenmäßig vor Bewegung umriß, brüllte er wie ein Stier. Und dann schlug er hin. Prachtvoll schlug er hin. Regungslos lag er auf dem Teppich. Regungslos saß auch der berühmte Mime. Auch ich hielt mich für verpflichtet, den Atem anzuhalten.

So saßen wir und lagen wir, und die Zeit verging. Ich höre den Perpendikel heute noch gehen, ganz ruhig, ganz gleichmäßig, derweil Spreißler auf dem roten Teppich lag und wartete.

Worauf er wartete? Ei, auf das Urteil. Nein, zunächst darauf, daß der Berühmte sagen würde: „Darf ich Ihnen helfen, mein Herr?“ Denn von selber konnte er nach dieser gewaltigen Szene nicht gut aufstehen. Es wäre nett gewesen, wenn der Berühmte ihm dazu geholfen hätte. Oder doch wenigstens „Stehen Sie auf, mein Herr“, mußte er sagen.

Aber er sagte nichts. Ticktack, ticktack machte das große kühle Pendel. Ganz eifrig strömte es von ihm herüber. Ticktack, ticktack, die Zeit verrann.

„Um Gottes willen“, dachte Spreißler auf dem Teppich, „einmal muß er doch was sagen.“

Ticktack, ticktack, die Zeit verrann.

„Herr im Himmel“, dachte Spreißler, „er wird doch nicht meinen, ich hätte naturwahr gespielt, daß mich der Schlag gerührt hat?“

Ticktack, ticktack, die Zeit verrann.

Der Schweiß brach dem Spreißler aus. „Dann helpt dat nicht“, dachte ich, „ich bin nun einmal sein Freund —“

„Herr Strasser“, sagte ich in die Eiseskälte, „würden Sie vielleicht erlauben, daß mein Freund jetzt aufsteht?“

Er schien aus einem Traum aufzufahren: „Freilich, freilich“, sagte er freundlich, „ich muß rein ein wenig gedöst haben — ich habe über eine Statistik nachdenken müssen, meine Herren, über eine seltsame Statistik — übrigens, was tun Sie auf dem Boden — ist Ihnen etwas zugestoßen, Herr Spreißler?“

Dem armen Spreißler wankten die Knie. Auf ein Haar wäre er wieder hingeschlagen. Diesmal stumm und echt.

Ticktack, ticktack, machte das Pendel. Es wurde wieder furchtbar still.

„Statistik, Herr Strasser?“ sagte ich mechanisch.

„Ja, denken Sie: In Deutschland wollen jährlich, gering gerechnet, hundertfünfzigtausend Menschen aufs Theater. Tausend davon, hoch gerechnet, kommen drauf. Neunhundert davon, gering gerechnet, gehen unter, schlammig, nicht pompös. Von den hundert haben fünfzig Talent. Dreißig von den fünfzig zerbrüllen sich das Talent, ja ja, zerbrüllen. Bleiben zwanzig. Davon sterben fünfzehn, ehe sie sich durch ein Riesental der Arbeit bis zur Quelle durchgekämpft, aus der Genie fließt. Fünf trinken draus — von hundertfünfzigtausend jährlich fünfe, hoch, sehr hoch gerechnet, meine Herren

— ja so, was mich betrifft? — ich gehöre nicht zu diesen fünfen — noch nicht — vielleicht mal später — man weiß das nie — es ist eine Gnade... ach so, noch eines. Herr Spreißler: Sie haben Ideale — Sie haben verschiedene Ideale — das ist schön — und noch schöner ist es, wenn sie einem nicht zertrümmert werden vom Theater — denn das werden sie, Herr Spreißler, unerbittlich — und dann haben sie auch einen Beruf, einen geachteten Beruf — das ist am schönsten — übrigens, haben Sie schon mal darüber nachgedacht, meine Herren, daß es verfehlte Berufe eigentlich gar nicht gibt, weil — je nun, weil ein tüchtiger Kerl mindestens zu achtundvierzig Berufen tauglich ist — nein nein, nicht von mir, die Weisheit — die habe ich von meinem Vater — und der hat's von einem andern Achtundvierziger — einem echten Achtundvierziger — ja, den wir heute begraben haben... ja so, noch eines, Herr Spreißler: freute mich, wenn Sie mir mal bestätigen würden, daß — daß Sie heute



Sven Hedin,
der unermüdliche Bekämpfer der Kriegsschuldfrage,
wird am 19. Februar 65 Jahre alt.

nicht umsonst auf meinem Teppich lagen, sondern — na ja, wir werden es ja sehen in — in, sagen wir mal, zwanzig Jahren, hoch gegriffen...“

Wir haben's noch gesehen. Schon nach gar nicht vielen Jahren. Und bestätigt hat er's ihm auch, der Spreißler, dem Strasser. Denn es ist noch gar nicht lange her, daß ein alter Schauspieler zu seinem Jubiläum eine Zigarrenschachtel kriegte. Und in der Schachtel war das Modell eines reizenden Alpenhäuschens im Gebirge. Und das Original dazu, richtig, ja, von dem hat's in dem Brief geheißt, daß es einer von den fünfen als Altersruheangebinde annehmen möchte von — und das setze ich hier am besten wörtlich her — „von einem unter hundertfünfzigtausend und nebstbei bayerischem Kommerzienrat.“

(Fortsetzung folgt.)

Von Büchern und vom Bücherlesen.

Von Dr. Karl Fuß.

Jemand hat einmal behauptet, man ermesse den Kulturstand eines Volkes an seinem Verbrauch an Seife! Hierbei wird, wie so oft, das Wort „Kultur“ gebraucht, wo nur von Zivilisation die Rede sein kann. Gradmesser der Kultur, der geistigen Blüte einer Nation sind denn doch andere Dinge als kosmetische oder hygienische Gegenstände. Wobei man ruhig zugeben kann, daß Zivilisatorisches oft das Kulturelle streift.

Wird denn nicht zuviel geschrieben und gedruckt? Ist hier nicht übersteigter Intellektualismus am Werke? — Solche Fragen sind berechtigt. Aber sie gehen von einer Anschauung aus, die heute nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Unsere Zeit ist nun einmal eine andere als noch vor einer oder gar zwei Generationen, und man kann diese Entwicklung nicht zurückschrauben. Wie man beispielsweise auch nicht die Technik „verneinen“ kann, weil sie Gefahren in sich birgt.



Schlechte Bedienung.
Federzeichnung von Carl Holz.

Babaria-Verlag, München.

Die geistige Höhe eines Volkes prägt sich in seiner Kunst aus. Sie ist die organische Entfaltung des Volkstums; in den Künsten offenbart es sich in seiner gesteigerten Form, verkörpert sich sozusagen. Neben der Architektur ist es in erster Linie die Literatur, die Maßstab eines nationalen Kultur-niveaus ist. Und so kommt denn dem Buch, als dem Träger der Literatur, seine besondere Stellung zu: es ist mehr als Ware, und der Verleger ist mehr als Kaufmann.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß nun nicht die Quantität der Bücherauflagen allein berücksichtigt werden darf. Natürlich spielt die Zahl eine Rolle — und da marschiert Deutschland mit an der Spitze. Das ist zum mindesten ein Beweis für die Geistigkeit unseres Volkes. Aber freilich drängen sich hier sofort Fragen auf, die besinnlich machen.

Sie ist nun einmal da und muß als gestaltendes oder wenigstens mitgestaltendes Prinzip für unser Leben anerkannt werden. Es muß unsere Aufgabe sein, sie zu beseelen, sozusagen eine Metaphysik der Physik zu schaffen. Auch der Stoff kann vergeistigt werden. Nicht an der Maschine liegt es, sondern an uns, wenn sie uns beherrscht.

Diese Gedanken schweifen nur scheinbar von unserem Thema ab. Auch das Buch, dieser Träger der Literatur, ist in unser gegenwärtiges Lebensgefühl einbezogen, das mit dem Worte „Tempo“ umschrieben zu werden pflegt. Wir mögen bedauern, daß „zuviel“ Bücher geschrieben werden — aber die sie schreiben, sind eben Menschen von heute, und die Menschen von heute schaffen in einem anderen Tempo als einst, auch wenn sie Dichter sind. Auch wenn sie große Dichter

sind. Man schreibt heutzutage nicht mehr ein Leben lang an einem „Wilhelm Meister“.

Bekennen wir uns zu unserer Zeit!

Was das Buch ist und bedeutet, wird einem am klarsten, wenn man sich einmal die Welt ohne Buch vorstellt. Ich entsinne mich: ich lag im Lazarett von Pensa, im innersten Rußland. Anno 1915 war es. Es war ziemlich trostlos — man lag in seinem Bett und wartete die Heilung der Wunde ab. Und hing trüben Gedanken nach, weil man sie nicht ablenken konnte — erstes Stadium der Kriegsgefangenenpsychose. Da brachte mir eines Tages ein russischer Wärter — er mochte mich meiner Brille wegen als „gramotnüt schelowjek“, als Mann, der lesen und schreiben kann, bewundern! — einen zerschlossenen deutschen Zeitschriftenband. Monatshefte so aus den achtziger Jahren. Weiß der Himmel, wieso sie gerade in dieses Pensaer Lazarett kamen. Aber sie waren da, und ich stürzte mich mit einer wahren Wollust darauf. Der Roman darin war recht albern, aber ich hätte Schlimmeres geschluckt. — Der findige Wärter trieb dann noch einen Band von Hauffs „Lichtenstein“ auf, dessen Lektüre mich damals — ich schäme mich nicht — zu Tränen rührte, obgleich ich ihn natürlich längst kannte. War doch die Landschaft dieses Buches meine engere Heimat, die hier durch einen Dichter plastisch vor mich hingestellt wurde. Rußland versank vor mir, der Krieg versank. Heimat war da, Jugend und Erinnerung. Gewiß: ich kannte den Inhalt ja schon lange halb auswendig, aber es war doch etwas anderes, ihn zu lesen, im Buche zu lesen.

Bücher sind eine Macht. Die stärksten Wirkungen können von ihnen ausgehen. Sie vermögen ein Weltbild zu schaffen, es zu wandeln, es zu stürzen. Dichterisches Genie selbst bliebe verborgen ohne das Buch. Es ist der Mittler seelischer und geistiger Werte. Es kann erheben und niederdrücken, trösten und erregen, adeln und knechten. Ich glaube, Schopenhauer war es, der einmal gesagt hat, Bücher machten nicht gut oder böse, aber besser und schlechter. Das ist bedingt richtig: aber ich meine doch, selbst Gut und Böse liege im Buch beschlossen. Das gesprochene Wort ist gewiß in vielen Fällen auf-rüttelnder, wirksamer als das gedruckte, weil die Persönlichkeit des Sprechers ein Beileitumstand von höchster Wirkung sein kann. Aber es hat nicht den Nachhall des Gedruckten, nicht die dauernde Kraft, die einem Buche innewohnt, und naturgemäß ist es von vornherein auf einen engeren Kreis beschränkt. Des Buches Aktionsradius ist fast unendlich. Hier liegt eine beinahe mythisch zu nennende Eigenschaft des Buches — abgesehen davon, daß es, Schale des Genies, unsterblich sein kann oder wenigstens Träger und Sinnbild der Unsterblichkeit.

Das gilt selbst im Zeitalter des Rundfunks. Es soll nicht bestritten werden, daß durch ihn das gesprochene und gedruckte Wort einander stark aneinander werden, wegen der unbegrenzten Hörmöglichkeit. Aber trotzdem kann ich nicht an eine durch das Radio bedingte Krise des Buches glauben.

Es ist und bleibt ein Unterschied, ob ich höre oder lese. Jeder-mann muß das spüren. Und der Rundfunk muß sich ja schließlich auf die Darbietung kurzer Abschnitte eines Buches beschränken. Er kann dadurch anregen — und eben hier sehe ich geradezu eine kulturelle Aufgabe einer verantwortungsbe-wußten Rundfunkleitung: der Rundfunk kann in ganz außerordentlichem Maße Erzieher zum Buche sein. Er kann es nie ersetzen, aber zu ihm hinführen. Es wäre töricht, zu leugnen, daß in dieser Hinsicht schon viel geschehen ist, aber viele Wünsche bleiben noch offen.

Es ist damit übrigens die gleiche Geschichte wie mit den öffentlichen Volksbüchereien. Es hat eine Zeit gegeben, da der Buchhandel in den öffentlichen Bibliotheken eine uner-wünschte Konkurrenz erblickte. Die Erfahrung hat aber längst bewiesen, daß die Büchereien nicht nur nicht den Buch-käufer entfremdeten, sondern im Gegenteil breiteste Massen zum Bücher-Eigenbesitz anreizten.

Das Buch gehört zur deutschen Familienkultur. Auch hier hat es natürlich Wandlungen gegeben. Das Bild der fraulich um die Lampe versammelten Familie mit dem vor-lesenden Vater mutet uns heute beinahe altfränkisch an. Der Familienzusammenhang ist heute nun einmal gelockert, wir wollen das ohne Scheuklappen zugestehen. Trotzdem ist das Buch immer noch ein Bindeglied innerhalb der Familie, auch wenn das Vorlesen — leider — nicht mehr viel geübt wird. Auch wenn die Familienmitglieder einzeln ein Buch lesen, so ergeben sich Gedankenaustausch und Aussprache, wird es zum gemeinsamen Erlebnis.

Und jedes Weihnachtsfest insbesondere sollte ein Anlaß sein, sich mit Büchern zu beschenken. Es ist ein Märchen, daß Bücher zu teuer seien. Zigarren und Strümpfe kosten auch mehr als vor dem Kriege. Und um den Preis einer Kino-karte erhält man ein Werk der Weltliteratur.

Wir können nicht alle Bibliophilen sein. Aber immer-hin: ganz gleichgültig sollte es uns nicht sein, in welchem Ge-wande sich ein Buch darstellt. Die Reclamheftchen in Ehren — sie sind für die Rocktasche und für den ganz schmalen Geld-beutel. Aber so wie wir unser Heim über die tägliche Not-durst hinaus mit schönen Dingen schmücken, so freut uns unser Bücherbrett oder -schrank um so mehr, je feinere Geschmacks-kultur sich in seinen Fächern erweist. Was wir lieben, das sollen wir pflegen. Gewiß: noch nicht alle deutschen Verlage leisten in Druck und Ausstattung Mustergültiges, aber es geht mächtig voran. Ich erinnere nur beispielsweise an den Inselverlag. Und schließlich kann man ja notfalls seine Bücher nach eigenem Geschmack binden lassen. Neben Pfuschern gibt es auch wahre Künstler des Bucheinbandes.

Eine Inschrift an der berühmten Bibliothek von Alexandria lautete: „Arznei der Seele“. Sollen wir uns von der antiken Kultur beschämen lassen? Wir wollen uns zum Buch und zum Bücherlesen herzlich bekennen. Wir sind das, was wir lesen.

Die Bücher sind die großen Schätzhüter des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und er-funden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere, und sie verkünden, was uns einst auf Erden lebendig war.

Gustav Freytag.

Warum dich durch die Außendinge zerstreuen? Nimm dir Zeit, etwas Gutes zu lernen und höre auf, dich wie im Wirbelwind umhertreiben zu lassen.

Marc Aurel.

Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Goethe.



Wie soll man Kinder photographieren?

Mit einem warmen Herzen und einem guten Apparat, das wäre die Antwort, die der Querschnitt durch das Urteil des Idealisten und des Praktikers zusammen ergäbe: Und diese gute Mischung schafft auch wirklich die guten Kinderphotographen. Niemals wird dem Nurphoto-graph so ein echtes, liebes, feines Kinderbildchen glücken, eines, aus dem auch wirklich all der Liebreiz solch eines Buscheköppels herauschaut — und immer bleibt auch der liebste Kinderfreund mit seinen Aufnahmen hinter der Wirklichkeit zurück, wenn er nicht das Technische seiner Kunst so beherrscht, daß er durch ihre Schwierigkeiten nicht eingeengt wird.

Wer da also einziehen will in das Land der Kinderbilder, der lasse alle Hast, alle Kälte, allen Unwillen draußen und wappne sich mit viel Geduld. Es ist ja doch wie ein „Auf-der-Lauer-liegen-müssen“ mit dem geladenen Apparat, bis der kleine Freund aufnahmefähig ist; das heißt nun freilich nicht, bis man sagen kann: „Nun bitte recht freundlich“, sondern bis man eben ganz unbemerkt abdrücken kann. Und wenn es diesmal nicht geglückt sein sollte, wenn der kleine Kerl doch noch im letzten Augenblick aus dem Bilde rückte, dann lasse man sich nicht verdrießen, sondern warte, nehme erneut Onkel- und Tantenpflichten auf sich, mache ein recht freundliches Gesicht, daß auch das kleine Modell unbewußt dasselbe tue, und dann erst achte man wieder auf den rechten Augenblick und drücke wieder ab. Eigentlich glückt es immer, wenn das Kind in einer frischen lebendigen Haltung und mit ausdrucksvollem, liebem Gesichtel in die Welt guckt. Nur nicht, wenn alle Welt dem kleinen verschüchterten Erdenbürger mit guten Wünschen und Drohungen ans zage Herz gelegt hat, nun ja bestimmt fein still zu halten, — und schön gerade zu sitzen, — und nicht solch einen Glunsch zu ziehen, — und den Onkel, nein, die Tante anzusehen, — und ... also eben ein Musterkind zu sein. Daß dies etwas ganz Unnatürliches, ja eine Tortur für das Kind wie für den Photographen wie für sämtliche anwesenden Familienmitglieder ist, will nicht verstanden werden. Das Kind darf nicht wissen, daß es photographiert wird. Das Kind darf nur spielen oder bei den Lieben sein oder bei irgendeiner Beschäftigung, die kindlich ist und die von dem guten Photoonkel auch zur rechten Zeit erfaßt und im Apparat festgehalten

wird. Alles andere ist von einem bösen irregeleiteten Geschmack diktiert; irregeleiteter Geschmack bleibt es, wenn das Kind in Kleidchen gesteckt, mit Schleifen und Schleifchen geschmückt und an irgendein Goldtischchen gestellt wird, an das man es nur einmal stellte. Ist nicht ein Kinderbildchen tausendmal schöner, wenn der Vater den kleinen Kerl im Hemdchen spielend auf die Platte erwischte, denn als aufgepuzte Prinzessin, der nach der Aufnahme sofort das teure Kleidchen ausgezogen und die kostbare Kette abgenommen werden mußte? Eitelkeit der Eitelkeiten. Puz und Glitter, steife Röckchen, unkindliche Haartrachten, unkindliche Haltungen und Stellungen. Nur nicht das einfache und doch so wundervolle Körperchen im einfachsten Kittelchen, nur nicht das lebendige Struwelköpfchen, und keineswegs einmal eine Aufnahme im Lachen und Weinen, wie wir es immer sehen und wie wir unsere Lieblinge um uns haben.

Sinn für alles Kindliche, also überhaupt ein warmes Herz sei dabei die erste Vorbedingung für die Kinderaufnahmen.

Und dann den guten Apparat, die gute Technik, das Wissenmüssen, wo und wann Kinder zu photographieren sind. Kinderaufnahmen sind — wer möchte es bestreiten? — in der Photokunst somit das Schwierigste, das am schwersten Erlernbare. Darum genügt es durchaus nicht, nur mit einem mangelhaften Apparat, mit einer mangelhaften Optik an die Aufgabe zu gehen. Das wird sich nur allzubald rächen. Ein guter Apparat mit guter Optik, doppeltem Auszug und einer Ekala für Belichtungszeiten bis mindestens $\frac{1}{100}$ Sekunde ist zweite Vor-



„Soll ich...“?

bedingung; denn jeder Photograph muß wissen, daß Kinderaufnahmen eigentlich nur im hellsten Licht (deshalb fast immer nur im Freien) und mit dem Bruchteil einer Sekunde Belichtungszeit gelingen. Wenn darum an dieser Stelle ein einziger guter Rat aus der Praxis herauszusagen erlaubt ist, dann ist es der, wenn irgend möglich, alle Kinderaufnahmen im Freien vorzunehmen und die Platten nicht über $\frac{1}{25}$, $\frac{1}{50}$ oder $\frac{1}{100}$ Sekunde zu belichten. Dann ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß das, was den meisten Amateurphotographen die weiteren Kinderaufnahmen verleidet, das „verwackelte“ Bild, so gut wie ausgeschlossen ist.



Große Wäsche.

Wer seinen Apparat im Zimmer oder sonst irgendwo in relativ dunklen Räumen aufstellt, ist gezwungen, die sogenannten Zeit aufnahmen zu machen, das heißt, zwei und mehr Sekunden, selbst bei größter Blendenöffnung, zu belichten. Was aber ein Kind — es braucht durchaus kein lebhaftes zu sein — in der Zeit von nur drei Sekunden alles unternehmen kann, das weiß jeder, der die beweglichen Menschlein um sich hat. Weiter kommt hinzu, daß es eben etwas durchaus Unnatürliches bleibt, etwas Unkindliches, Kinder drei Sekunden „mit verschlucktem Lineal“ auf eine Stelle schauen zu lassen.

In Luft und Sonne, wie Blumen und Gräser, sollte ja das Kind aufwachsen, und mit ihnen und den Spielgefährten zusammen halten wir es am liebsten in Erinnerung. Weshalb sorgen wir nicht auch dafür, daß unsere Erinnerungen so durch liebe sonnige Bildchen, durch Aufnahmen in Gottes freier Natur gestützt werden? Freilich gibt es auch da einige Klippen, die vermieden werden müssen, aber selbst wenn sie nicht beachtet würden, bekämen wir doch immer noch lebendige frische Kinderbildchen. Da heißt es vor allem, nicht direkt in der prallen und

zugleich noch hochstehenden Sonne photographieren. Die Platte und nach ihr der Abzug kennt dann nur tintige, allzu tiefe Schatten und fahnlige, kreidige Weissen, die jeden Mittelton unterdrücken. Schnell ist irgendwo ein schattenspendender Baum gefunden; auch dort wird die Helligkeit so intensiv sein, daß wir mit ganz kurzer Belichtungszeit auskommen werden. Eine weitere Gefahr liegt freilich auch darin, daß das starke Licht schneller in die gefüllten Kassetten eindringt und die Platten beschädigt als anderswo, aber hier ist ja rasch das schwarze Tuch zur Hand, unter dem die Kassetten eingefest und gewechselt werden können.

Diese nur in großer Kurve bezeichneten beiden Linien werden sicherlich jedem, sofern er ihnen selbst wieder in der Praxis nachgehen wird, vielerlei neue Wege weisen, die hier nicht skizziert werden konnten, die aber zum selben Ziele, zu einem echten, rechten und technisch guten Kinderbildchen führen werden. Schuldig sind wir dies den feischen Buschellköppeln und vor allem der Schönheit und Reinheit, die aus dem Kinde und durch dieses wieder aus dem Bildchen strahlt.

Bruno Zwiener.

Spinnen.

Vor einiger Zeit fand ich in einer Zeitung eine Nachricht, die mein Weltbild in seinen Grundfesten erschüttert hat. Eine an sich unscheinbare Nachricht, vielleicht haben manche sie gar nicht beachtet. Nämlich die volkstümlichen Sprichworte „Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen“ und „Spinne am Abend, erquickend und labend“ beruhen auf einem Mißverständnis. Es muß heißen Spinnen am Morgen und Spinnen am Abend! Die armen Leute, die schon am frühen Morgen spinnen müssen, die haben Kummer und Sorgen, und die Reichen, die sozusagen nur zu ihrem Zeitvertreib am Abend ein bißchen spinnen, denen mag der Abend wohl erquickend und labend vorkommen.

Ich denke, man kann nicht viel dagegen sagen, es wird sich wohl leider so verhalten. Was aber mache ich jetzt mit den Spinnen? Jedesmal, wenn ich ein solches Tier sehe, gerate ich in die peinlichste Verlegenheit. Meine Gedanken wollen gewohnheitsmäßig den alten Trotz laufen, meine neue Erkenntnis wehrt sich dagegen, und es gibt ein heillofes Durcheinander.

Nehmen wir an, es ist eine „Spinne am Morgen“, der ich begegne. Aha, Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen, denke ich, und ein leiser Schatten legt sich auf mein Gemüt. Aber nein, sage ich mir gleich weiter, nach den neuesten Forschungen bringt sie ja gar nicht Kummer und Sorgen! Ja, was bringt sie denn? Gar nichts bringt sie, was bringen denn andere Tiere der Art? Was bringt der Floh, die Wanze, die Kellerassel, die Laus? Außer ihrer eigenen geschätzten Persönlichkeit, die uns lieb oder unlieb sein kann, nichts, höchstens einige von ihnen Stiche und

Jucken! So bringt also auch die Spinne nichts, es ist einfach eine Spinne. — Oder ich begegne einer Spinne am Abend, sie läuft zutraulich über meinen Armel. Aha, denke ich, eine Spinne — Was für eine Tageszeit ist doch gleich? $\frac{1}{25}$ Uhr? Nun, das kann man schon Abend nennen, also ist diese Spinne erquickend und labend. Und ich betrachte sie, die mein Lebensgefühl erhöht, mit Bärtlichkeit. Aber nein — wie war das doch? Zur Bärtlichkeit ist ja gar kein Grund vorhanden, sie ist ja gar nicht erquickend und labend, ein ekles Ungeziefer ist sie, ohne jeden Nutzen für die Menschheit! Und in aufwallendem Zorn schüttle ich sie vom Armel und will sie sogar zertreten, wie sie eilig über den Teppich flucht. Aber meine Menschlichkeit siegt! Was kann das arme Tier für den Fortschritt der Wissenschaft? Es ist ja nur eine Spinne!

Und doch haben Generationen von Spinnen Generationen von Menschen Kummer und Sorgen gebracht und die Abende erquickend und labend gestaltet. Nun sind sie abgesetzt, haben nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu bedeuten, der Schleier des Geheimnisses ist von ihren Schultern gegliitten. (Oder haben Spinnen keine Schultern?) Sie sind nur noch Ungeziefer, die Armen, und hilflos stehen wir vor ihnen und wissen nicht mehr, was wir bei ihrem Anblick denken sollen. Schöner war es doch trotz allem Fortschritt, als sie noch Kummer und Sorgen brachten und erquickend und labend waren. Wahrhaftig, auch Kummer und Sorgen nähme ich gern mit in den Kauf, wenn nur die Abende wieder so erquickend würden wie in alter Zeit! Traurig starren wir in die „entgötterte Natur“!

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Die größten Vögel der Welt.

Aus einem Artikel in der „Review of Reviews“, Newyork.

Kürzlich sind die beiden größten Luftfahrzeuge, die je gebaut wurden, zum Flug aufgestiegen. Das eine, das deutsche DO-X, ist ein Flugzeug. Das andere, das britische R-101, ist ein Luftschiff. Von diesen beiden ist das deutsche Luftfahrzeug das überraschendste und das für die nächste Zukunft anscheinend brauchbarste.

Nähezu alle Autoritäten des Flugwesens waren sich bis vor kurzem darüber einig, daß das Flugzeug sich für schnelle Flüge mit verhältnismäßig leichter Belastung eigne, während das Luftschiff längere Reisen mit geringerer Geschwindigkeit, aber mit weit schwereren Lasten, unternehmen könne. Und doch hob das DO-X mit 169 Personen an Bord an einem sonnigen Oktobertag mit Leichtigkeit seine reichlich 40 Tonnen von der Oberfläche des Bodensees, um darauf eine Stunde lang bequem mit einer Geschwindigkeit von 180 Kilometer zu fliegen, etwas, das von keinem Luftschiff je vollbracht worden ist, denn die Höchstgeschwindigkeit eines Luftschiffs beträgt bis jetzt 130 Kilometer und die Höchstbelastung etwa 70 Personen, also weniger als die Hälfte der erstaunlichen Belastung des neuen Flugzeuges.

Indem das DO-X mehr als 11 Tonnen Menschenladung mit sich führte, warf es noch eine andere Theorie über den Haufen. Man hatte nämlich behauptet, daß Flugzeuge mit zunehmender Größe eine Minderung der Leistungsfähigkeit aufweisen.

Dr. Dornier, der Erbauer des DO-X, hat aber jetzt gezeigt, daß wenigstens bis zu den Massen seines Fahrzeugs eine rapide Zunahme der verfügbaren Belastung besteht. Und er plant sogar den Bau noch größerer Flugzeuge.

Mittlerweile ist das R-101 das größte Luftschiff der Welt geworden, aber vielleicht wichtiger als seine Größe ist die Tatsache, daß es das erste Luftschiff ist, welches Schweröl in seinen Motoren benützt. Ausgenommen in den Vereinigten Staaten, wo nichtentzündliches Helium zur Verfügung steht, müssen Luftschiffe den hochexplosiven Wasserstoff benutzen.

Folgende Ziffern gestatten einen Vergleich der beiden Luftfahrzeuge:

	R-101	DO-X
Länge	m 223	46
Durchmesser	m 40	—
Spannweite	m —	50
Reisegeschwindigkeit . . .	Stdkm. 100	180
Fahrgäste	50	100
Besatzung	20	10
Pferdestärke	2 400	6300
Aktionsradius	km 10 000	1000
Kosten	Mill. Dollar 2,6	0,5

Für diejenigen, die mit den Flugzeugen mit offenen Sitzplätzen oder selbst mit den größeren Transportflugzeugen, die jetzt regelmäßig Passa-

giere befördern, vertraut sind, grenzt die Größe des neuen deutschen Riesen fast an Un glaubliche. In den Vereinigten Staaten findet man selten bis zu vier Motoren in einem einzigen Flugzeug, aber das DO-X hat zwölf. An Stelle der Passagierkabine der gewöhnlichen Flugzeuge hat das DO-X drei Decks in seinem schiffartigen Rumpf. Das obere ist für die Piloten, Ingenieure und Mechaniker und die Funke. Das mittlere mit Bädern, Speisesaal, Küche und Kabinen — letztere haben fast Wohnzimmergröße: eine von ihnen ist sogar 25 x 5 m groß — ist für die Passagiere bestimmt.

Die Anzahl der letzteren wird normalerweise 75 bis 100 betragen, je nachdem, ob Schlafgelegenheiten benutzt werden oder nicht. Das untere Deck dient zur Aufbewahrung von Öl und Brennstoffen und als Speiserraum. Dieses wahrhaft gigantische Flugzeug stieg mit seiner schweren Ladung in weniger als einer Minute von der Oberfläche des Bodensees auf.

Das britische R-101, und das ihm jetzt folgende R-100, ist das erste Luftschiff, das seit 1921 in England gebaut worden ist. In jenem Jahre wurde das R-38 mit großen Menschenverlusten nach zweimonatiger nützlicher Verwendung zerstört.

Als das R-101 Mitte Oktober zum ersten Male seinen Ankermast zu einer längeren Fahrt verließ, war sein Erscheinen eigentlich eine Enttäuschung, denn der deutsche „Graf Zeppelin“ hatte bereits bewiesen, was das britische Schiff demonstrieren sollte, nämlich, daß lange Fahrten mit Passagieren oder Fracht möglich sind. Allerdings unterscheidet sich R-101 darin vom Zeppelin, daß es eine größere

Gaskapazität hat. Es hat eine Tragfähigkeit von 150 Tonnen, und obgleich die Passagierzahl von 100 auf etwa 50 reduziert worden ist, so trägt es immerhin mehr Passagiere als irgendein anderes Luftschiff, denn der „Graf Zeppelin“ kann nur 20 unterbringen.

Im Gegensatz zu Passagieren auf anderen Luftschiffen dürfen die Passagiere des R-101 rauchen, vorausgesetzt, daß dies im feuersicheren Rauchsalon geschieht. Für die Passagiere steht ein Salon zur Verfügung, der so groß ist, daß darin getanzt werden kann, und ein Promenadendeck innerhalb des Schiffsrumpfes, durch dessen Fenster man die untenliegende Landschaft verfolgen kann. Im Speisezimmer finden 50 Passagiere Platz. Die Mahlzeiten werden in einer elektrisch betriebenen Küche zubereitet. Jede Kabine hat zwei Betten, und Wärme wird, wenn nötig, den beiden vorderen der fünf Motoren entnommen. Alles in allem bietet das R-101 größere Bequemlichkeiten als sogar das mächtige DO-X.

Vielleicht ist es nicht fair, dies größte Luftschiff mit dem größten Flugzeug zu vergleichen. Das Flugzeug hat sich schon so eingebürgert, daß dieser neue Riese, um das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, nur zu beweisen braucht, daß er fliegen kann. Das Luftschiff, dieses walartige Gebilde von den Ausmaßen eines großen Ozeandampfers, bleibt jedoch trotz der erstaunlichen Leistung des „Graf Zeppelin“, der in drei Wochen die Erde umflog, eine noch nicht ganz erprobte Neuheit.

Wie man in Amerika über das Reparationsabkommen denkt.



„Du wirst 60 Jahre alt sein, eh' das vorbei ist!“
Dieses Bild mit diesem Text brachte die große amerikanische Zeitung „New York World“: ein deutscher Vater erklärt seinem Kinde, daß es bis ins Greisenalter für die Alliierten zu arbeiten haben werde.

Ein Reichs Sprachamt.

Aus einem Artikel von Dr. Karl Schneider, Heidelberg, im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel“, Leipzig.

Die heutige deutsche Sprache ist in Not, in schwerster Not; davon gibt jeder Blick nicht nur in die Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch in jede Art von Büchern sattfam Kunde. Das Sprachgefühl unseres Volkes ist heute in einem wohl noch niemals dagewesenen Maße erschüttert; und es sind keineswegs nur die sogenannten unteren Schichten, sondern im Gegenteil gerade die „Gebildeten“ bis in die Kreise der führenden Tageschriftsteller, oberen Beamten und Hochschullehrer hinein, deren Sprachgebrauch diesen erschreckenden Verfall des Sprachgefühls am deutlichsten erkennen läßt. Einige aus dem Sprachleben unserer Tage ge-griffene Beispiele, die jeder aus seiner täglichen Erfahrung leicht vermehren kann, mögen diesen Zustand völliger Zersahrenheit und die Fülle der Zweifelsfälle im heutigen Sprachleben wenigstens andeuten.

Heißt in „richtigem“ Deutsch die Mehrzahl von „Licht“: „Lichte“ oder „Lichter“? Sagt und schreibt man besser: „Elbschiffahrt“ oder „Elbschiffahrt“? „Pressfreiheit“ oder „Preßfreiheit“? „Speisenkarte“ oder „Speisekarte“? „Totfischer“, „totenfischer“ oder „todfischer“? „Erb-schaftsteuer“ oder „Erb-schaftsteuer“? „Frankin“ oder „Franklin“? „Mühl-hausener“ oder „Mühlhäuser“? „Kohlehydrat“ oder „Kohlenhydrat“? „Gastwirteverband“ oder „Gastwirtsverband“? „Bayerland“ oder „Bayerland“? „Erlasse“ oder „Erlässe“? „Saarbrückener“ oder „Saar-brücker“? „Kohlengrube“ oder „Kohlengrube“? „Auslanddeutscher“ oder „Auslandsdeutscher“? „Ausnahmelos“ oder „ausnahmslos“? „Trotz des schlechten Wetters“ oder „trotz dem schlechten Wetter“? „Wir Deutsche“ oder „Wir Deut-schen“? Besteht ein Unterschied der Bedeutung zwischen „sie ständen“ und „sie stünden“, zwischen „scheinbar“ und „anscheinend“, zwischen „ein-deutig“ und „unzweideutig“, zwischen „parteilich“ und „parteiisch“, zwischen „fremdsprachig“ und „fremdsprachlich“, zwischen „sonntäglich“ und „sonn-täglich“, zwischen „Freispruch“ und „Freisprechung“, zwischen „in Berlin“ und „zu Berlin“, zwischen „weggehen“ und „fortgehen“?

Schon diese, auf wenige immer wiederkehrende Beispiele beschränkte, dem Sprachgebrauch hoher Ämter und angesehener Schriftsteller jeder Art entnommene Liste zeigt eine hübsche Musterkarte von Fällen, in denen unsere heutige Sprache Uneinheitlichkeit, Unsicherheit und Unfestigkeit, vielfach aber auch die Herrschaft des „Falschen“ in Bezug auf Form, Be-deutung, Geschlecht und Verbindungsweise unserer Wörter aufweist; und dabei sind ganze Massenerscheinungen heutigen schlechten Sprachgebrauchs, wie etwa die immer mehr einwirkende unberechtigte Weglassung des Ge-schlechtswortes, noch nicht einmal darin erwähnt.

Nun gibt es bekanntlich Leute, die den Standpunkt vertreten, es gebe in sprachlichen Dingen überhaupt keinen Unterschied zwischen „Richtig“ und „Falsch“ oder zwischen „Gut“ und „Schlecht“; alle sprachlichen Bildungen hätten — was niemand bestreitet — irgendeinen Grund und seien darum gleichberechtigt; jeder Versuch, regelnd in das Sprachleben zugunsten des „guten“ und zuungunsten jedes „schlechten“ Sprachgebrauchs einzu-greifen, sei darum von vornherein zu verwerfen. Dieser Standpunkt hat nur leider einen großen Haken: wenn die Sprache eines viele Millionen aufweisenden, zahlreiche Mundarten und Sondergebräuche enthaltenden Volkes nach diesem Gesichtspunkt behandelt wird, so zerfällt sie.

Tatsächlich liegen in der heutigen deutschen Sprache die Dinge so, daß diese mit Notwendigkeit untergehen und, ähnlich wie das Lateinische, in die verschiedenen romanischen Sprachen, in eine Reihe von Einzelsprachen zer-fallen müßte, wenn nicht gegenüber der Richtung zu Auflösung und Zer-fall noch starke einigende Gegenkräfte vorhanden wären; sie liegen in dem überlieferten Besitz an Formen und Regeln und dem Willen weiter Kreise, an diesen festzuhalten; unter diesen stehen die am Buche interessierten Kreise zweifellos mit an erster Stelle. Diese Kräfte sind stark genug, den völligen Verfall unserer Sprache zu verhindern. Die immer mehr um sich greifende Verwirrung im Sprachleben mit all ihren nachteiligen Folgen hintanzuhalten, vermögen aber sie allein nicht; das vermag nur eine „von den besten Sprachwissenschaftlern“ fortwährend ausgeübte, regelnde Ein-flußnahme auf den deutschen Sprachgebrauch. Wenn ich ein „Reichs-sprachamt“ befürworte, so denke ich nicht an ein großes Amt mit einem eigenen Gebäude und einer Erzellenz an der Spitze, sondern an eine sehr viel bescheidenere Einrichtung, die den Haushalt des Reiches wahrlich nicht in verhängnisvoller Weise belasten würde.

Auf die Frage, wie die Arbeitsweise eines solchen „Reichs Sprachamts“ zu denken wäre, kann hier nicht eingegangen werden. Wichtiger ist die andere, ob eine solche Einrichtung unter den heutigen Verhältnissen irgendwelche Aussicht auf Verwirklichung hat.

Hier ist leider das äußerste Maß von Kleinmut gerechtfertigt. Ich kann in dieser Beziehung aus Erfahrung sprechen, denn ich habe vor einigen Jahren versucht, bei Regierungen und Reichstagsabgeordneten Verständ-nis für diesen Gedanken zu wecken, ohne jeden Erfolg. Ich wandte mich auch einmal an die Reichsregierung selbst; die Antwort bekam ich aus dem Reichsamt des Innern von einem weiblichen Ministerialrat, der — oder die? — mir schrieb, das von mir Ausgeführte sei schön und gut, habe aber keine Aussicht auf Verwirklichung; im übrigen besorge sie die Sprachpflege, soweit sie bei der Regierung nötig sei, schon allein. Inzwischen sind die Aussichten auf die Schaffung einer solchen Einrichtung durch die schlechte Finanzlage des Reiches zweifellos noch schlechter geworden.

Beschäftigungslosigkeit als Weltproblem.

Aus einem Aufsatz von Philip Snowden, ehemaligem britischem Schatzkanzler, in der „Zeitschrift für Geopolitik“, Berlin.

Das internationale Arbeitsamt in Genf hat unlängst einen ausführ-lichen Bericht über die Lage auf dem internationalen Arbeitsmarkt herausgegeben. In diesem Bericht wird die Zahl der Arbeitslosen in der ganzen Welt auf mindestens 10 Millionen veranschlagt.

Ein Blick auf die Statistik der internationalen Beschäftigungslosigkeit zeigt, daß alle Länder von dieser Weltkatastrophe betroffen werden. Wir finden Erwerbslosigkeit in Ländern, die hauptsächlich Landwirtschaft betreiben, wie in solchen, die vorwiegend auf Industrie eingestellt sind. Wir finden sie in Ländern mit stark schutzzönerischer Handelspolitik wie in Ländern, die in ihrer Handelspolitik mehr oder weniger freihändlerisch eingestellt sind.

Die Beschäftigungslosigkeit ist eben ein Weltphänomen, das mit dem industriellen Fortschritt untrennbar verbunden ist. Eine der Hauptursachen der Beschäftigungslosigkeit scheint mir der Mangel an industrieller Organi-sation zu sein, das Fehlen eines Systems, den rein maschinellen Leistungs-grad einer Industrie und die Anzahl der in ihr beschäftigten Arbeiter mit dem Weltbedarf in Einklang zu bringen. Daneben spielt das Fehlen einer Kontrolle des Kapitalzuflusses in die einzelnen Industriezweige eine wichtige Rolle. In dieser zweifachen Hinsicht sind die Verhältnisse in der gesamten Weltwirtschaft noch recht chaotischer Natur.

Arbeiter drängen sich in die verschiedensten Industriezweige, ohne irgend-welche Sicherheit dafür zu besitzen, daß ihnen dieser Industriezweig dauernd Beschäftigung bieten kann. Neue Industrieunternehmungen wachsen aus dem Boden; junge Firmen treten in alte, längst bestehende Fabrikations-zweige ein, nicht etwa weil besonders günstige Aussichten gerade in diesen Branchen bestehen, sondern um einen verschärften Wettkampf um die Arbeit zu inszenieren, die von den bereits bestehenden Firmen geleistet wird. Als Folge hiervon liegt selbst zu Zeiten einer normalen Konjunktur oft ein erheblicher Teil der maschinellen Ausrüstung einer Industrie still, und die Arbeiterschaft kann nicht voll beschäftigt werden.

Es ist interessant hierbei, festzustellen, daß, obwohl die Rationalisierung die Anzahl der in einer Industrie beschäftigten Arbeiter in der Regel ver-mindert, die Gesamtzahl der geleisteten Arbeitsstunden doch nicht geringer zu werden braucht, weil die übrigbleibende Arbeitnehmererschaft im rationa-lisierten Betriebe allmählich wieder voll beschäftigt werden kann. Die Rationalisierung ist also in der Lage, sowohl die Produktion wie den Beschäftigungsstand zu regeln.

Zwei Maßnahmen sind vor allem erforderlich, um die Beschäftigungs-losigkeit in den Stapelindustrien der Welt zu bekämpfen. Einmal muß versucht werden, eine Steigerung der internationalen Nachfrage nach den Erzeugnissen dieser in einem Depressionszustande befindlichen Industrie-zweige herbeizuführen, und zweitens muß man versuchen, neue Industrie-zweige zu entwickeln.

Das alles zeigt die Notwendigkeit einer internationalen Zusammen-arbeit für die Regelung der Produktion. Die Kartellbildung ist sicherlich eines der Mittel, das zur Behebung dieser Schwierigkeiten angewendet werden kann. Die Kartelle suchen ihr Ziel durch die Einführung des Quotensystems zu erreichen und dadurch, daß bestimmte Handelsgebiete einzelnen Industriegruppen reserviert werden.

Sofort erhebt sich aber eine neue Frage: Was geschieht mit der Arbeiter-schaft, die durch eine derartige Regelung überzählig wird?

Eine Lösung des Problems ist nur möglich auf dem oben angedeuteten Wege, nämlich der Entwicklung neuer Industriezweige. Die augenblick-liche Lage der englischen Industrie bietet eine gute Illustration für meine Ausführungen. Die Beschäftigungslosigkeit in England beschränkt sich in der Hauptsache auf vier große Industriezweige, nämlich auf den Bergbau, die Eisen- und Stahlindustrie, die Textilindustrie und auf den Schiffsbau. Den jüngeren Industriezweigen, d. h. denjenigen, die sich mit der Her-stellung von Chemikalien, elektrischen Apparaten, Grammophonen und Kunstseide beschäftigen, geht es durchaus gut. Hunderttausende von Arbeitern fanden Beschäftigung in diesen Industrien, die vor fünfunds-zwanzig Jahren noch sehr unbedeutend waren oder überhaupt noch nicht existierten.

Es dauert jedoch geraume Zeit, eine neue Industrie aufzuziehen. In der Zwischenzeit verlangt die erwerbslose Arbeiterschaft Beschäftigung. Das Schlimmste, was man, von jedem Standpunkte aus betrachtet, für die Erwerbslosen tun kann, ist, sie unbeschäftigt zu lassen. In Großbritannien wurden über 600 Millionen Pfund Sterling für die Erwerbslosenunterstützung aufgebracht. Dieser ungeheuren Summe steht keinerlei Gegenleistung gegenüber. Hier bleibt es Aufgabe des Staates, eine wirklich aufbauende Sozialpolitik zu treiben.

Ich schreibe hier natürlich mit einer besonderen Kenntnis der englischen Verhältnisse, bin mir aber klar darüber, daß diese Dinge in den euro-päischen Industrieländern — vor allem in Deutschland — ähnlich liegen. Der Staat muß arbeitswilligen Männern, die Beschäftigung auf dem gewöhnlichen Wege nicht erhalten können, Arbeitsgelegenheit bieten. Er kann dies mit geringeren Kosten tun als unter Anwendung der augenblick-lichen verschwenderischen Methode, die darin besteht, daß man die Arbeits-losen, ohne ihnen Beschäftigungsmöglichkeit zu geben, aus öffentlichen Mitteln unterstützt.

Die Technik an der Jahreswende.

II. Die Stoffwirtschaft.

1. Landwirtschaftliche Produkte.

Betrachtet man unsere landwirtschaftliche Einfuhr in Höhe von drei Milliarden Mark einerseits, die Notlage unserer Landwirtschaft andererseits, so möchte es fast scheinen, als ob die Technik ihre größte Aufgabe in der Landwirtschaft zu erfüllen hätte. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß in der Landwirtschaft bedeutsame Fortschritte auch ohne unmittelbare Mithilfe der Technik, nämlich durch Züchtung, erzieltbar sind und auch erreicht wurden. Es sei nur daran erinnert, daß die Zuckerrübe, die ursprünglich nur einen Ertrag von 8% Zucker ergab, heute nicht weniger als 25% Zucker hat. Die Mehrerträge, die sich aus der Roggenzüchtung allein für Deutschland ergeben, werden auf 150 Millionen Mark jährlich geschätzt. Ebenso hat man durch Zuchtauswahl in der Viehzucht den Fleisch- und Milcherttrag erheblich steigern können. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Wert der deutschen Steinkohleenerzeugung nur 55%, unserer Roheisenerzeugung nur 25% des Wertes unserer Milcherzeugung beträgt, weiß man diese Leistungen zu schätzen.

Das Gebiet, bei dem die Landwirtschaft von jeher die Technik in Anspruch nehmen mußte, sind die landwirtschaftlichen Arbeiten, vor allem die Bestellung des Bodens und die Ernte der Bodenerzeugnisse. Hier macht die Ersetzung der Werkzeuge durch Maschinen von Jahr zu Jahr Fortschritte. Im vergangenen Jahre hat der in Amerika entwickelte Mähdrescher an zwölf Stellen in Deutschland gearbeitet und wurde in seiner Wirkungsweise von Vertretern des Reichsforschungsrates für Technik in der Landwirtschaft genau kontrolliert. Es ergab sich dabei, daß entgegen den Meinungen, die vor einer Anwendung amerikanischer Methoden in der deutschen Landwirtschaft warnten, diese Maschinen auch für deutsche Verhältnisse mit Nutzen anwendbar sind. Die zunehmende Verwendung des Kraftschleppers hat zur Konstruktion besonderer Bindemäher geführt, die im Gegensatz zum Pferdebinde bedeutend stärker gebaut sind. Auch an der Schaffung von Kartoffelerntemaschinen hat die deutsche Industrie erfolgreich weitergearbeitet. Es sind bereits Versuchsmaschinen verschiedener Systeme im Betrieb, deren Ergebnisse zunächst abgewartet werden müssen.

Der Ersatz der Werkzeuge durch Werkzeugmaschinen findet zur Zeit in der Landwirtschaft eine Grenze bei dem Kleinbäuerlichen Betrieb, für den die Anschaffungskosten landwirtschaftlicher Maschinen bei der geringen Ausnutzungsmöglichkeit zu kostspielig würden. Während man bei der Maschinenverwendung in der Industrie mit einer gleichmäßigen Verwendbarkeit der Maschinen das ganze Jahr hindurch als einer Selbstverständlichkeit rechnet, können die Maschinen in der Landwirtschaft nur einige Wochen im Jahre wirklich ausgenutzt werden, in denen sich die Arbeiten zusammendrängen. Im vergangenen Jahre hat man in Deutschland sogar zum ersten Male bei der Frühjahrseinstellung Nachtschichten gemacht, weil durch die späte Kälte des Winters die Bestellung zu sehr verzögert worden war. Es wurde dabei mit intensiv beleuchteten Traktoren gearbeitet und für diesen Zweck von den Schleppern besondere Leuchtgeräte entwickelt.

Man hat der deutschen Landmaschinenindustrie den Vorwurf gemacht, daß sie zu sehr auf den Großbetrieb eingestellt sei. Mit Unrecht. Diese Beschränkung erweist sich als unumgänglich notwendig, wenn man bedenkt, daß 60% der landwirtschaftlichen Betriebe in Deutschland Zwergebetriebe sind, die nur von ein bis drei Personen bewirtschaftet werden.

Es besteht allerdings in Deutschland das Streben, die Maschinen den bestehenden Betriebsgrößen der Landwirtschaft anzupassen. Es ist bemerkenswert, daß Ford im Gegensatz dazu die Anpassung der Betriebsgrößen an die Maschinenteknik auch für die Landwirtschaft fordert. In seinem letzten Buch „Philosophie der Arbeit“ schreibt er u. a.: „Unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat der Landwirt kaum Aussicht, zu Wohlstand zu gelangen, wenn er sich nicht zu neuen Arbeitsmethoden entschließt. Starke Genossenschaften, die das Pflügen, Säen, Jäten, Ernten usw. gemeinsam besorgen, werden den einzelnen Landwirt verdrängen, oder es werden sich die Landwirte zu Gruppen zusammenfassen müssen, um ihre Arbeit gemeinsam in wirtschaftlicher Weise zu leisten.“ Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß bei dieser Konsequenz die Maschinen in der Landwirtschaft eine ähnliche Umwälzung hervorrufen müssen, wie sie das in den Gewerben im neunzehnten Jahrhundert getan haben.

Die Not der Landwirtschaft, die durchaus nicht auf Deutschland beschränkt ist, würde danach nur das Zeichen dieser Umbildungskrise sein, denn Entscheidungen von so weittragender Bedeutung fallen nicht freiwillig, sondern müssen durch die wirtschaftlichen Verhältnisse erzwungen werden.

Selbst bei der Veredelung landwirtschaftlicher Produkte wird die Wirtschaftlichkeit noch in stärkerer Weise durch den Saisoncharakter beeinflusst. So ergab sich z. B. bei der technisch gelösten Kartoffeltrocknung, daß die Betriebszeit der Trocknungsanlagen nur fünfzig bis neunzig Tage beträgt. Nach dem heutigen Stand würde sich eine Rentabilität nur dann ergeben, wenn es gelingt, diesen Saisonbetrieb mit einem anderen zu verknüpfen, der zweihundert oder dreihundert Tage im Jahr arbeitet. Derartige landwirtschaftliche Zentralwerke zu schaffen, hat sich z. B. die Gesellschaft für Lupinenindustrie in Berlin zum Ziel gesetzt, die die Entbitterung der Lupinen zusammen mit der Kartoffeltrocknung, der Roggenvermahlung und anderen Veredelungsverfahren durchführen will, um auf diese Weise die Erträge der leichten Böden im deutschen Osten zu erhöhen.

Es ist bisher viel zu wenig berücksichtigt worden, daß die Technik auf anderem Wege die Hand dazu bietet, von dem Saisoncharakter der Landwirtschaft unabhängiger zu machen und damit eine gleichmäßigere Beschäftigung der Arbeitskräfte und eine bessere Ausnutzung der Maschinen und Anlagen zu gewährleisten. Theoretisch ist es heute schon möglich, mit Hilfe der Technik die klimatischen Verhältnisse weitgehend zu verändern bzw. zu regulieren. In einfacher Weise geschah dies bisher schon in Gewächshäusern. Man hat auch neuerdings in den heißen amerikanischen Südstaaten ein großes Bürogebäude errichtet, das nicht nur mit Heizanlagen für den Winter ausgestattet ist, sondern mit Kühlanlagen für den Sommer, die außerdem auch den Feuchtigkeitsgehalt der Luft regulieren. Auch in der Textilindustrie kennt man seit langem die Beeinflussung der klimatischen Verhältnisse. Von wie großer wirtschaftlicher Bedeutung allein der Gewächshausbau werden könnte, dafür nur zwei Zahlen: die deutsche Einfuhr von Gurken und Tomaten erreichte im Jahre 1926 den Wert von etwa 60 Millionen Mark, die Anlagekosten für die Gewächshäuser, die notwendig wären, um diese Einfuhr überflüssig zu machen, erfordern dagegen nur etwa 100 Millionen Mark. Bei dem Großkraftwerk Klingenberg bei Berlin und dem Torfkraftwerk Wiesmoor in Ostfriesland hat man bereits große Gewächshausanlagen errichtet, die mit der

Abwärme der Kesselanlagen beheizt werden. Es werden dabei moderne Konstruktionen verwendet, bei denen die Warmwasserrohrleitungen zugleich als Traggerüst für die Glaswände dienen. Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo durch die trockene Koksabfuhr weitere gewaltige Reserven von Abwärme erschlossen werden könnten, sind leider Versuche in dieser Richtung bisher noch nicht unternommen worden. Die Abwärmeverwertung läßt sich leicht kombinieren mit der Kohlenäuredüngung, die so günstige Wachstumsverhältnisse schafft, wie sie nur in früheren kohlenäurereichen Erdepochen bestanden, bevor die Kohlenäure als Koble und Kalk gebunden wurde, so wie wir heute — allerdings mit erheblichem Energieaufwand — den Stickstoff der Luft in Düngemitteln binden. Versuche mit der Kohlenäuredüngung werden ebenfalls in den Gewächshäusern des Großkraftwerkes Klingenbergr durchgeföhrt. Wahrscheinlich wird also von der Elektrizitätswirtschaft her die Beeinflussung der klimatischen Verhältnisse als landwirtschaftliches Produktionsproblem aufgerollt werden, denn es erschließen sich der Elektrizitätswirtschaft damit auch neue Wege zu dem gewünschten Absatz von Nachtstrom. In Schweden, wo die Elektrizität der Wasserkraft sehr billig ist, werden bereits mehrere hundert Gewächshäuser elektrisch beheizt, und durch wissenschaftliche Versuche ist festgestellt worden, daß auch die künstliche Beleuchtung nicht nur im Gemüse- und Gartenbau, sondern auch in der Geflügelzucht erhebliche Leistungssteigerungen hervorzurufen vermag. In Deutschland hat sich in den letzten Jahren die künstliche Beregnung am besten entwickelt⁶; durch die dauernde Verbesserung der Regengeräte, die Heranziehung der Kraftschlepper für die Pumparbeit usw. erscheinen hier auch weitere Fortschritte als wahrscheinlich.

2. Erzeugnisse der chemischen Industrie.

In enge Verbindung kommt die Technik zur Landwirtschaft schließlich durch die modernen künstlichen Düngemittel, die der stoffumwandelnden chemischen Industrie in steigendem Maße Beschäftigung geben.

Soweit die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, wie z. B. Holz und Kautschuk, industrielle Verwendung finden, werden sie in steigendem Maße einer vorübergehenden Umwandlung durch chemische Methoden unterworfen. Der Holzzellstoff wird neuerdings nicht nur zu Papier und Kunstseide verarbeitet, sondern auch zu dünnen Filmen, die unter dem Namen Cellophan, Heliocell usw. als ideales Verpackungsmittel, vor allen Dingen für Genusmittel, in den Handel kommen. Die biegsamen Grammophonplatten, über die früher an dieser Stelle als ausländisches Erzeugnis berichtet wurde, werden nunmehr auch von einer deutschen Gesellschaft hergestellt, die zum gleichen Preis wie die gewöhnlichen Hartgummipplatten auf den Markt kommen. Das Herstellungsverfahren bleibt das gleiche. Die Empfindlichkeit gegen mechanische Beschädigungen ist aber sehr viel geringer. Das Ausgangsmaterial, wahrscheinlich Azetat-Zellulose, wird von einer Tochtergesellschaft der J. G. Farben geliefert. Wenn sich Edison mit der Auffindung neuer Rohstoffquellen für den natürlichen Kautschuk befaßt und man sich in der Zellstoffindustrie mit der Verarbeitung von Kiefernholz beschäftigt, so bleiben hier ebenso viele Fragen für die landwirtschaftliche Pflanzenzucht wie für die Chemie zu lösen. Etwas anderes ist es mit dem synthetischen Kautschuk, dessen Ausgangsmaterial nicht aus dem Pflanzenreich stammt, sondern letzten Endes aus der Kohle oder aus dem Erdöl. Dieser letzte Weg ist in Rußland versucht worden, wo man jetzt eine Anlage zur Herstellung von einigen hundert Tonnen dieses Kunstkautschuks aus gewissen Erdölbestandteilen errichten will. Auch in Deutschland ist im vergangenen Jahr der synthetische Kautschuk aus dem Labora-

torium in das Stadium der industriellen Versuchsanlage getreten, denn auf dem Nürburgring sind bereits Reifen aus synthetischem deutschem Kautschuk erprobt worden. Eine Parallele findet der synthetische Kautschuk übrigens in der Kunstseide, die aus synthetischem Harnstoff und Formaldehyd hergestellt wird. Ebenso wie beim Kautschuk sind aber die Kosten der Verfahren, die von den organischen Rohstoffen ausgehen, immer noch niedriger.

Bemerkenswert sind diese synthetischen Verfahren deshalb, weil sie letzten Endes auf die Kohle zurückgehen und damit die universelle Verwendbarkeit der Kohle in der Stoffumwandlung unterstreichen. Als Ausgangspunkt für die wunderbaren Teerfarben und künstlichen Arzneimittel spielt sie ja schon heute die hervorragendste Rolle und übertrifft hier die Natur durch die Beständigkeit der Farben und die Wirksamkeit der Arzneistoffe. Aber die Methoden dieser Synthesen waren im Vergleich zu denen der Natur meist recht gewaltsam. Hohe Temperatur, hoher Druck und heftig wirkende Chemikalien mußten verwendet werden. Erst im letzten Jahre ist Professor Diels in Kiel den Aufbaumethoden der Natur einen großen Schritt nähergekommen, indem es ihm gelang, Synthesen von hochwertigen ätherischen Ölen, Riechstoffen usw. bei gewöhnlichem Druck und bei gewöhnlicher Temperatur durchzuführen. Die grundsätzliche Bedeutung dieser neuen Methoden ist in ihrer Tragweite noch nicht abzusehen.

Die Verwendung der Kohle zur Stickstoffbindung über den Wasserstoff des Koksereigases oder das Wassergas aus Koks hat im vergangenen Jahre so große Fortschritte gemacht, daß von verschiedenen Seiten schon für die nächsten Jahre mit einer Überproduktion an synthetischem Stickstoff gerechnet wird. Jedenfalls wird diese Industrie bald nicht mehr die großen Gewinne abwerfen, die zunächst dazu verlockten, sich ihr zuzuwenden. Damit erlangen die Verfahren größere Bedeutung, die es ermöglichen, vom Koksereigas zu anderen Industrieprodukten zu gelangen. Zu erwähnen wären in dieser Beziehung das vom Kohlenforschungsinstitut in Mülheim ausgearbeitete Verfahren zur Umwandlung von Methan in Äthylen sowie die von der J. G. Farben entwickelte Benzinsynthese. Die Anwendung des bei der Benzinsynthese entwickelten Hydrierungsverfahrens auf die Ölrückstände der amerikanischen Petroleumindustrie bedeutet in seiner finanziellen Auswirkung vielleicht einen der größten Erfolge deutscher Technik im letzten Jahre. Die Hoffnung auf Unabhängigkeit des deutschen Marktes von ausländischen Treibstoffen sind allerdings dadurch in gewisser Weise enttäuscht worden.

Nicht ganz ohne Bitterkeit erfüllt die Beobachtung, daß die Amerikaner sich oft leicht die Früchte deutschen Erfindertfleißes zunutze machen können, die wir unter dem Druck unserer Rohstoffnot entwickelt haben, um sie unter den günstigeren amerikanischen Verhältnissen zu vielfacher Wirkung zu bringen. Vor allem ist es das amerikanische Erdgas, auf das sich die von deutscher Technik ausgearbeiteten Methoden der chemischen Synthesen in ausgezeichneter Weise anwenden lassen. Schon heute stellt das Erdgas einen wichtigen Faktor in der amerikanischen Brennstoffversorgung dar. Mit einem Leitungsnetz von mehr als 90 000 Kilometer läßt es die Pläne deutscher Gasfernversorgung weit hinter sich zurück, nähert sich viel eher dem etwa doppelt so umfangreichen Netz der amerikanischen Ölleitungen. Mittels der dunklen elektrischen Entladung läßt sich aus Naturgas Benzin gewinnen. Neuerdings ist von deutscher Seite auch ein großes Projekt ausgearbeitet worden, das für die Herstellung synthetischer Stickstoffverbindungen das Naturgas bzw. den darin enthaltenen Wasserstoff als Ausgangsmaterial verwendet. Es ist dies ein Faktor, der auf die künstliche Gestaltung des Stickstoffmarktes nicht ohne Einfluß bleiben kann. Faktor.

(Schluß folgt.)

⁶ Vgl. den Aufsatz „Künstlicher Regen“ im „Wert“ 1927, S. 6—9.

Heinrich Daniel Ramp.

(Zur Wiederkehr seines Todestages am 16. Februar.)



Heinrich Daniel Ramp

der Mitbegründer der ersten deutschen Maschinenbauanstalt.

(Aus Matzschs: „Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau“).

Wenn von der Gründung der ersten deutschen Maschinenfabrik im neuzeitlichen Sinne, der „Mechanischen Werkstätte“ auf der Burg zu Wetter, die Rede ist, so tritt unwillkürlich die Gestalt des alten Westfalen Fritz Harfort in den Gedankenkreis, weil diese beiden Begriffe fast immer in einem Atemzuge ausgesprochen werden.

Sicherlich hat Fritz Harfort große Verdienste um die Gründung und Ausgestaltung des Werkes, um die Einführung des Puddelverfahrens in Westfalen u. a. m., vielleicht sogar die größeren; aber wer in seinem Mitkämpfer Heinrich Daniel Ramp, der mit ihm die ersten fünfzehn schweren Jahre des Werkes gemeinsam trug, nur den Geldgeber, den „stillen Teilhaber“ sieht, ist im Irrtum. Der Name Harfort ist vielmehr vor allem deswegen bekannter geworden, da er das beneidenswerte Glück hatte, ein hohes Alter in geistiger Frische zu erreichen und die Träume seiner Jugend über die industrielle Erschließung Deutschlands verwirklicht zu sehen. Zudem hat er sich nach seinem Ausscheiden aus dem industriellen Leben als Volksvertreter in den Parlamenten lebhaft betätigt und war überall da auf dem Plan zu finden, wo es sich um Fragen des Gemeinwohls handelte. Dagegen ist Ramp im industriellen wie im öffentlichen Leben niemals in dem Maße hervorgetreten wie sein Kampfgenosse Harfort, obgleich sich auch er nicht nur auf seine Tätigkeit in der Maschinenfabrik zu Wetter beschränkte, sondern sich auch an anderen Unternehmungen beteiligte und, soweit seine Arbeit es erlaubte, in den Parlamenten betätigte.

Die Nachrichten über Ramps Leben sind sehr spärlich. Man sucht vergebens in den großen Biographiesammlungen nach seinem Namen. In Baerl am Niederrhein stand seine Wiege. Dort wurde er am 8. November 1786 als Sohn eines Pfarrers geboren. Drei Jahre später zog die Familie nach Elberfeld. Eine Tochter des Elberfelder Bankiers Johann Heinrich Brink wurde später seine Frau. Es genügte ihm aber nicht, Teilhaber seines Schwiegervaters zu sein, sondern er suchte eigene Unternehmungen. Durch das Studium der englischen Fachzeitschriften über die Erfolge der englischen Industrie bestens unterrichtet, erkannte er die Notwendigkeit der Gründung ähnlicher Unternehmungen in Deutschland, wollte dieses nicht in eine absolute wirtschaftliche Abhängigkeit von England geraten. Zudem kannte Ramp die englischen Verhältnisse aus eigener Anschauung, war er doch im Jahre 1815 in einer Maschinenfabrik in Glasgow tätig gewesen, und brachte eine gründliche Kenntnis der industriellen Verhältnisse Englands mit in die Heimat.

Harfort sah in Ramp den Mitarbeiter, der mit der gleichen Begeisterung wie er ans Werk ging, in Deutschland eine Musterstätte für heimischen Maschinenbau zu begründen. Auf der Burg zu Wetter entstand so die erste wirklich deutsche „Maschinenbauanstalt“. Auf die Entwicklung dieses Unternehmens hier einzugehen, erübrigt sich, da seine Geschichte in Verbindung mit dem Namen Harfort oftmals geschildert worden ist. Nur so viel sei gesagt, daß diese Maschinenfabrik ein „gemischtes“ Werk war, d. h. daß die Gründer ein Hüttenwerk damit verbanden, um in der Rohstoffversorgung für den Maschinenbau unabhängig zu sein — ein Beweis für den wirtschaftlichen Weitblick in der damaligen Zeit!

Die geschäftliche Trennung der beiden Teilhaber mußte aber ganz zwangsläufig erfolgen, da Harfort mit dem ihm eigenen Feuereifer zwar den technischen Fortschritt förderte, aber es oftmals über sah, daß schließlich und endlich doch der wirtschaftliche Erfolg entscheidet. Harfort war, unter Außerachtlassung seiner persönlichen Vorteile, ganz bewußt Pionier und Wegebauer eines neuen technischen Zeitalters; das war und ist sein größtes Verdienst, aber auch die Klippe, an der er wirtschaftlich scheitern mußte. Ramps Persönlichkeit offenbart sich mehr als ruhiger, weitblickender Unternehmer, der neben seinem Idealismus ein gut Teil kaufmännischen Instinkts besaß. Idealismus besaß auch er, denn sonst hätte er es nie gewagt, in einer Zeit, die den Begriff Industrialisierung — wenigstens in Deutschland — noch nicht kannte, ein nach ganz neuartigen Gesichtspunkten aufgebautes und geleitetes Unternehmen ins Leben zu rufen, selbst wenn er der Mitarbeit seines gerade für diesen Plan geeigneten Weggenossen Harfort sicher war. Die persönlichen Beziehungen der beiden Teilhaber wurden auch nach der geschäftlichen Trennung weiter gepflegt. Welche hohe Meinung Harfort noch später von seinem ehemaligen Teilhaber hatte, geht aus seiner Geschichte des Dorfes, der Burg und der Freiheit Wetter hervor, in der er Ramp als den tätigsten Mann des Gemeinwesens seiner Stadt bezeichnet.

Wenn sich auch die Tätigkeit der Maschinenfabrik in Wetter, die seit dem Ausscheiden Harforts die Firmenbezeichnung Ramp & Co. trug, in den gleichen Bahnen wie vorher bewegte, so erkannte man doch bald, daß die Verkehrsverhältnisse für das Hüttenwerk auf der Burg zu Wetter denkbar ungünstig waren. Es wurde 1854 nach Dortmund verlegt, nachdem es bereits 1837 als selbstständiges Unternehmen von der Maschinenfabrik getrennt worden war.

Aber das Unternehmen zu Wetter allein füllte nicht das Dasein Heinrich Ramps aus. Bereits 1821 beteiligte er sich an der Gründung der Rheinisch-Westindischen Kompagnie, die berufen sein sollte, der heimischen Industrie neue Absatzgebiete zu schaffen. 1824 wurde in Elberfeld der Deutsch-Amerikanische Bergwerksverein gegründet, dessen erster Präsident Ramp wurde. Zweck dieses Vereins war die Ausbeutung mexikanischer Silbergruben. Beide Gründungen haben den Beteiligten keinerlei Vorteile gebracht. 1822 rief Ramp in Elberfeld die Vaterländische Feuerversicherungs-Gesellschaft ins Leben. Als er später seinen Wohnsitz nach Köln verlegte, gründete er dort die Feuerversicherungs-Gesellschaft Colonia, die er als erster Direktor leitete.

Als Parlamentarier wirkte Ramp während dreier Jahrzehnte. 1824 wurde er Abgeordneter für den Rheinischen Landtag, 1827 Deputierter des Provinziallandtages in Berlin. Köln sandte ihn später als Vertreter ins Herrenhaus. Er stand in enger Verbindung mit dem Freiherrn vom Stein. Ähnlich wie Fritz Harfort betätigte sich Ramp hauptsächlich auf dem Gebiete des Land- und Wasserverkehrs. Mitten aus seiner parlamentarischen Tätigkeit in Berlin wurde er am 16. Februar 1853 durch den Tod abgerufen und auf dem alten Friedhof der Dreifaltigkeitsgemeinde in Berlin beigesetzt.

Ramps Name gehört mit zu den besten der vorindustriellen Periode. Kühner Wagemut, sicherer Blick und zähe Ausdauer sind die Fundamente, auf denen Persönlichkeiten wie Ramp sich entwickeln konnten. Berger, der Biograph Harforts, sagt über ihn: „Er war gleich Harfort und den später berühmt gewordenen Abgeordneten des Rheinlandes: Camphausen, Hansemann, Beckerath, Mevissen u. a., einfach Kaufmann, ohne sogenannte „klassische Bildung“, aber mit desto mehr gesundem Menschenverstande.“

(Literatur: L. Berger: Der alte Harfort, 4. Aufl., Leipzig 1902; E. Matzschs: Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau, Berlin 1919; R. v. Borries: Das Puddelverfahren in Rheinland und Westfalen, volkswirtschaftlich betrachtet, Düsseldorf 1929; Eugen Blank: Stammbaum der Familie Ramp, Böhwinkel 1929.)

Technische Gedenktage.

8. 2. 1880 meldete der „Phoenix“ in Ruhrort ein Patent auf eine Walzvorrichtung für Rillenschienen an, welches am 30. Juli 1880 unter der Nr. 10221 geschützt wurde. Der Vater der Rillenschiene ist der vor einigen Jahren verstorbene Geh. Baurat Philipp Fischer. Er war es, der im Jahre 1879 den Mut hatte, einen Auftrag der Stadt Plymouth auf Lieferung von Schienen in dem heute bekannten Profil anzunehmen, nachdem sich in England, Frankreich und Belgien hierzu kein Werk zum Walzen dieser Schienen bereit finden wollte. Fischer brachte im letzten Kaliber eine entsprechend gelagerte Rolle an, die die Rille in den Schienenkopf einwalzte. Der Erfolg der Rillenschiene war beispiellos. Innerhalb weniger Jahre eroberte sie sich den Weltmarkt.

11. 2. 1868. Todestag des Physikers Jean Bernard Léon Foucault, der im Jahre 1850 durch Versuche ermittelte, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes im Wasser geringer ist als in der Luft. Später bestimmte er die absolute Geschwindigkeit des Lichtes mit Hilfe rotierender Spiegel zu 298 000 km/sec. Am bekanntesten ist wohl Foucaults Name heute noch durch seinen Pendelversuch, mit dem er die Drehung der Erde experimentell nachwies. Neben anderen Regelpflichtigkeiten ist er auch der Erfinder der magnetischen Wirbelstrombremse.

12. 2. 1827 wurde zu Wettin Friedrich Anton Otto Erdmann geboren. Er machte die übliche Ausbildung eines Bergmanns im Staatsdienst durch, trat aber 1866 zur Privatindustrie über. Seine Verdienste liegen mehr auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete. Er war Mitglied der Vorstände des Allgemeinen Knappschaftsvereins, der Knappschafts-Berufsgenossenschaft, der westfälischen Berggenossenschaftskasse und vor allem des Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund.

13. 2. 1784 nahm der Engländer Henry Cort das englische Patent Nr. 1420 auf ein Stahlherstellungsverfahren mittels Steinkohlen, das sogenannte Puddelverfahren. War es im Jahre 1735 gelungen, Roheisen mit „abgeschwefelter“ Steinkohle (Koks) zu erblasen, so blieb die Stahlerzeugung doch noch von der Holzkohle abhängig, bis eben Cort die Aufgabe löste. Damit entwickelte sich die Stahlerzeugung vom Handwerk zur Industrie. England beherrschte infolgedessen um 1800 den europäischen Eisenmarkt vollkommen, da die alten Herstellungsverfahren viel teurer waren. England suchte seine Vormachtstellung dadurch möglichst lange zu halten, daß es die Todesstrafe auf die Bekanntgabe von Herstellungsverfahren an das Ausland setzte. Infolgedessen konnte erst 1824 in Deutschland der erste Puddelofen in Betrieb genommen werden.

15. 2. 1889 starb der Berghauptmann Heinrich v. Dechen. Im Alter von 30 Jahren bereits zum Oberbergat und vortragenden Rat ernannt, hielt er nebenher als außerordentlicher Professor Vorlesungen an der Berliner Universität, die ihn mit der Würde eines Ehrendoktors auszeichnete. 1841 ging er als Berghauptmann nach Bonn, um die Leitung des Rheinischen Oberbergamtes zu übernehmen. B. Dechen hat in dieser Stellung Außerordentliches geleistet. Nicht allein um die geologische Erforschung des Rheinlandes hat er große Verdienste, auch den praktischen Bergbau, der ihm letzten Endes eine Erweiterung des Absatzes seiner Erzeugnisse verdankt, hat er wesentlich gefördert.

17. 2. 1814. Geburtstag von Hermann Koch. Der Harzer Bergbau verdankt seiner Umsicht und seiner Unternehmungslust manchen Fortschritt. U. a. war es Koch, der mit Alfred Nobel die ersten Sprengversuche mit Nitroglycerin in Oberharzer Steinbrüchen machte. Nobel stellte dieses Sprengöl in einer kleinen Fabrik in Hamburg her und nahm es auf der Eisenbahn in Flaschen mit, ohne eine Ahnung von der damit verbundenen Gefahr zu haben. Wenngleich die ersten

Versuche verblüffende Ergebnisse zeigten, ereigneten sich doch bald Unfälle, die darauf zurückzuführen waren, daß Teile des Sprengöls sich in Gesteinsklüfte verließen und dann durch spätere Bohrarbeit zur Entzündung gebracht wurden. Koch erkannte, daß das Öl vor seiner Verwendung in einen festen Zustand übergeführt werden müsse. Er verwandte hierzu die feinen Abgangsschlämme von den Aufbereitungsherden, den sogenannten „Aster“. Seine Versuche hatten Erfolg. Koch ist somit der eigentliche Erfinder des Dynamits. Nobel ersetzte später den Aster durch Kieselgur.

22. 2. 1857 wurde zu Hamburg als Sohn eines Senators Heinrich Herz geboren. Zunächst Assistent des berühmten Physikers Hermann Helmholtz, wurde er später auf den Lehrstuhl für Physik an der Bonner Universität berufen. Er hat nur ein Alter von 37 Jahren erreicht; trotzdem hat er große Bedeutung erlangt, da er erstmalig an Hand von scharfsinnig durchgeführten Versuchen nachwies, daß die Elektrizität zu ihrer Fortpflanzung durch die Luft die gleiche Zeit wie das Licht gebraucht, und daß die elektrischen Wellen genau denselben Gesetzen der Fortpflanzung, Reflexion und Brechung unterliegen wie die Lichtstrahlen.

23. 2. 1855. Todestag von Karl Friedrich Gauß, eines der größten Mathematiker aller Zeiten. Mit seinem im Jahre 1801 erschienenen Buche „Disquisitiones arithmeticae“ hebt ein neues Zeitalter in der Mathematik an. Auch die Astronomie verdankt Gauß mannigfaltige Förderung. 1809 zum Direktor der Sternwarte und Professor der Mathematik nach Göttingen berufen, begann er bald, sich mit der Geodäsie und mathematischen Physik zu beschäftigen. Hierher gehören die hannoversche Gradmessung und die Organisation der erdmagnetischen Beobachtungen. Gemeinsam mit Weber baute er die erste elektrische Telegraphenlinie über die Dächer der Stadt Göttingen. Als Gauß sein an wissenschaftlichen Erfolgen reiches Leben beschloß, ließ der König von Hannover Denkmünzen prägen mit der Aufschrift: „Georgius V. rex Hannoverae mathematicorum principi“.

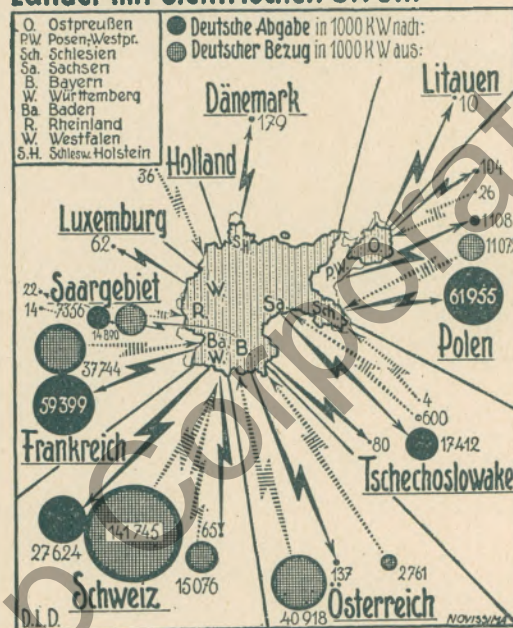
24. 2. 1871 starb zu Freiberg Julius Ludwig Weisbach, der durch seine Förderung der angewandten Mathematik und Mechanik die Unterlagen für die mächtige Entwicklung des Maschinenbaues lieferte. 1833 an die Freiburger Bergakademie berufen, vertrat er dort die Fächer Mathematik und Bergmaschinenkunde. Neben einer durch klaren Vortrag ausgezeichneten fruchtbaren Lehrtätigkeit betrieb er noch eine umfassende literarische Tätigkeit.

Sein „Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik“ gehörte jahrzehntelang zu den besten Werken auf diesem Gebiete. Weitere Verdienste erwarb sich Weisbach auf dem Gebiete der praktischen Hydraulik, der Geodäsie und Markscheidekunst.

26. 2. 1738 wurde zu Lerchenborn in Schlesien Carl Abraham Gerhard geboren. Ursprünglich Arzt, wandte er sich später dem Bergfach zu. Sein Name hat Bedeutung erlangt als Mitglied einer Kommission, die Friedrich der Große ernannt hatte zur Untersuchung des schlesischen Bergwesens bzw. zur Anregung und Belebung des dortigen Bergbaues. Als Frucht der Tätigkeit dieser Kommission sind die Errichtung des schlesischen Oberbergamtes, die Regelung des Bergbesses und der Erlass einer Bergordnung für Schlesien vom 5. Juni 1769 anzuführen. Vielleicht die größeren Verdienste hat Gerhard erworben um die Begründung der Berliner Bergakademie. Friedrich dem Großen lag die Ausbildung von sachverständigen Berg- und Hüttenleuten zur Belebung des Gewerbes nach dem Siebenjährigen Kriege sehr am Herzen. Gerhard besuchte die im Jahre 1765 gegründete Freiburger Bergakademie und arbeitete später einen Studienplan für die Berliner Anstalt aus, den er selbst in die Tat umsetzen konnte, da er zum Leiter der Anstalt ernannt wurde. Vier Jahrzehnte konnte Gerhard hier segensreich wirken.

Jahade.

Der Auslandsverkehr der deutschen Länder mit elektrischen Strom



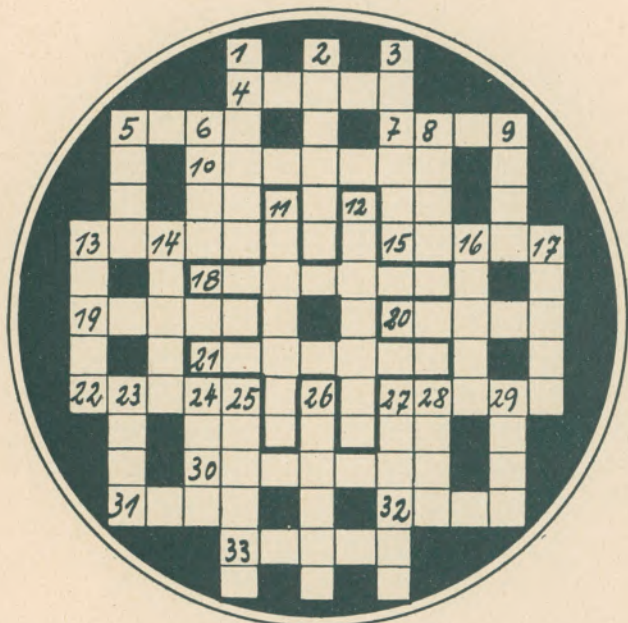
Mit der wachsenden Entwicklung der Energiewirtschaft und der Fernlieferungsmöglichkeit von elektrischem Strom haben Strombezug und -abgang über die Reichsgrenzen hinweg in den letzten Jahren an Umfang zugenommen. Der vom Ausland bezogene Strom stammt hauptsächlich aus der Schweiz, während der abgegebene seit 1927 zu einem großen Teil aus Oberschlesien nach Polen geht.



Denksport

Kreuzworträtsel.

Von Frenzen, Nürnberg.



Senkrecht: 1. Epidemie. 2. Blasinstrument. 3. Verwandter. 5. Venezianischer Titel. 6. Wüstling. 8. Körperteil. 9. Sammlung nordischer Heldengedichte. 11. Staatsmann von Format. 12. Meerbewohnendes Säugetier. 13. Insel im Mittelmeer. 14. Vereinigung. 16. Raubvogel. 17. Eine „Himmelsmacht.“ 23. Nährpflanze. 24. Berühmte Tragödin. 25. Gefäß. 26. Gemütsbewegung. 27. Güteraus-tausch. 28. Mitteldeutsche Stadt. 29. Behälter.

Waagerecht: 4. Lobenswerte Eigenschaft. 5. Nebenfluß der Donau. 7. Altes Gewicht. 10. Durch Torheit ihrer Bürger bekannt gewordene Stadt. 13. Zur Jagd versammelte Hunde. 15. Gestell. 18. Bekannter Titel. 19. Saiteninstrument. 20. Heimischer Vogel. 21. Modernster Dichter (†). 22. Freiheitsdichter der Napoleonischen Zeit. 27. Hüter. 30. Beruf. 31. Nebenfluß des Rheines. 32. Brettspiel. 33. Mathematische Bezeichnung.

Anmerkung: & gilt als ein Buchstabe.

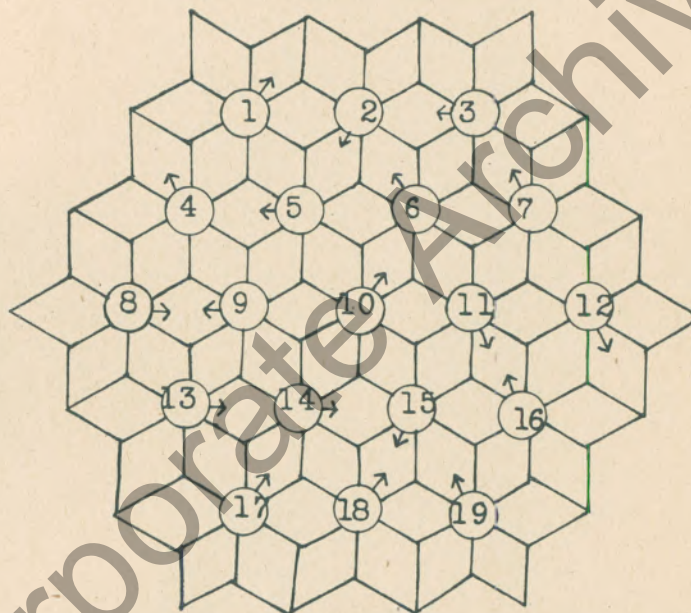
Opern-Suchrätsel.

..... Meyerbeer
..... Weber
..... Blich
..... Beethoven
..... Wagner
..... Händel
..... Mozart
..... R. Strauß
..... Bizet
..... Thomas
..... Vorzing
..... Verdi
..... Puccini
..... Herold

Unter Zuhilfenahme der Silben: an - ca - car - de - di - di - do - e - en - er - eu - fi - ham - i - kopf - let - li - lo - me - me - men - na - ne - ne - ni - no - o - o - pa - pel - rah - rap - ri - ry - sa - the - tos - un - us - zam - zi - zi - ist auf jede der leeren Linien eine Oper des nebenstehenden Komponisten zu setzen. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen Opern wiederum eine Oper, und zwar von einem Komponisten, der vorstehend schon genannt ist.

S. v. U.

Sternworträtsel.



In jedes weiße Feld kommt ein Buchstabe. Die Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und drehen in Uhrzeigerichtung um das Nummernfeld, aus dem der Zeiger kommt. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Oper von Wagner. 2. Fluß in Asien. 3. Fluß in Italien. 4. Männlicher Vorname. 5. Hunderrasse. 6. Krieger. 7. Musikinstrument. 8. Deutscher Dichter. 9. Deutscher Dichter. 10. Teil des Briefes. 11. Industriestadt in Schottland. 12. Teil eines Hauses. 13. Deutsches Kaiserhaus im Mittelalter. 14. Meer. 15. Edelstein. 16. Angehöriger Geistlicher. 17. Musikalische Bezeichnung. 18. Weltall. 19. Fluß in Spanien.

L. Rr.

Gegensätze.

Zweifel, Weite, Meister, Born, Flut, Sieg, Wärme, Festland, Schande, Gassenhauer, Betrug, Tag.

Zu den vorstehenden Wörtern sind die Gegensätze zu suchen, deren Anfangsbuchstaben — bei richtiger Lösung — eine westdeutsche Industriestadt nennen. (ch = ein Buchstabe.)

S. v. B.

Lösungen aus dem Januarheft.

Karrierätsel.

1. Tiger. 2. Lasso. 3. Indien. 4. Senfe. 5. Wunde. 6. Auster. 7. Mumie. 8. Nacht. 9. Simson. 10. Biber. 11. Stube. 12. Geiz. 13. Ente.

Das mußt du erstreben:

Arbeitswochen in Sonntagsstimmung zu leben.

Silbenrätsel.

1. Jerusalem. 2. Elegie. 3. Delphi. 4. Epaminondas. 5. Moabit. 6. Dividende. 7. Ather. 8. Syrakus. 9. Sinai. 10. Emden. 11. Ingeborg. 12. Novelle. 13. Ergenter. — 1. Jedem das Seine. 2. Meister-singer.

Kreuzworträtsel.

Senkrecht: 1. Ur. 2. Ida. 3. Eis. 5. Liebe. 6. Los. 7. Ase. 8. Und 9. Uhr. 15. Rom. 16. Hai. 18. Ur.

Waagerecht: 2. Ire. 4. Als. 6. Lea. 8. Uhu. 10. Po. 11. Stern. 12. He. 13. See. 14. Der. 15. Reh. 17. Mai.

Die Bolamischer Trommel

enthaltend die buntesten im verregenen Monat eingefangenen Spottvögel

Die böse Schule. Die kleine Emily war zum erstenmal in der Schule. „Nun, Liebling, was hast du denn dort gelernt?“ fragte ihre Mutter, als Emily nach Hause kam. „Gar nichts“, antwortete Emily mit einem hoffnungslosen Seitenblick. „Ich muß morgen wieder hingehen.“

(Daily Chronicle.)

*

Unerwartet. „So, Molly wird nun doch noch heiraten! Wer ist denn der Glückliche?“

„Ihr Vater!“

(Daily Chronicle.)

*

In der Wirtschaft. „Herr Wirt, möchten Sie mir nicht das Rezept dieser Soße ver-raten?“

„Warum denn?“

„Oh, die scheint sich vorzüglich zum Fliegenfangen zu eignen, hier sind schon drei Stück drin!“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Intelligenz. Gerade verläßt der Gast früh halb acht das Hotel, um in höchster Eile zum Bahnhof zu preschen, da merkt er, daß er etwas vergessen hat. Und er ruft dem Boy zu:

„Lauf sofort rauf, Zimmer 456, und sieh nach, ob mein Regenschirm dort steht! Ich glaube, links neben dem Waschtisch! Aber dalli!“

Eine Minute später ist der Boy wieder da und kündigt:

„Ja wohl, Herr, der Schirm steht noch da. Links neben dem Waschtisch...“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Immer hübsch sparsam. „Wo steckt denn Ihr Sohn wieder?“

Schotte: „Der ist in seinem Zimmer und schärft Grammophonadeln. Wir haben heute Gesellschaft.“

(Passing Show.)

*

Gegen der Technik. „Wunderbare Erfindung, das Radio! Jazzmusik, gelehrte Vorträge, politische Reden, Solistengesang, Marktberichte, Opernvorführungen, die unzähligen anderen Unterhaltungen, und all das kann man mit einem einzigen kleinen Knack — zum Schweigen bringen.“

(Wochenschau.)

Die Mama spielt dem kleinen Hans auf dem Klavier Kinderlieder vor und fragt nach einer Weile: „Na, Hänschen, wie gefällt dir das?“

Hänschen hat mit großem Interesse die Füße der Mama auf den Pedalen beobachtet und antwortet: „Mutti, du gibst zu viel Gas!“

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Im Theater. „Mein Herr, die Vorstellung hat schon vor einer Viertelstunde begonnen. Gehen Sie bitte ganz leise.“

„Schläft schon alles?“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Abends kam Frau Knolle vom Ausverkauf mit einem Korb voll Sachen heim. Das erste, was sie hervorzog, war ein Türschild mit dem Namen „Meyer“.

„Aber wir heißen doch gar nicht Meyer!“ rief der empörte Gatte; „was willst du mit dem Schild?“

„Laie!“ sagte Frau Knolle; „unsere Kleine wird doch später mal heiraten, nicht wahr? Und der häufigste Name ist doch ‚Meyer‘, nicht wahr? Na, da hat sie doch gleich ein Türschild!“

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Der Regen prasselt auf das Pflaster. Eine brillantenbehängte Dame im Persianer steigt auf die Straßenbahn.

„Ich glaube, ich bin seit zwei Jahren nicht Straßenbahn gefahren“, sagt sie zum Schaffner, als sie ihm das Fahrgeld gibt, und fügt erklärend hinzu: „Ich fahre sonst in meinem eigenen Wagen.“

Der Schaffner lacht den Fahrschein: „Sie glauben gar nicht, wie wir Sie vermisst haben“, sagte er ruhig.

(Berliner Illustrierte.)

*

Mutter: „Graz, um Gottes willen, was machst du denn da mit deiner Armbrust? Du zieltst ja dem kleinen Peter auf den Bauch.“

Graz: „Ja, es tut mir selbst furchtbar leid. Aber wir spielen Wilhelm Tell, und Peter hat den Apfel aufgeessen.“

Die beiden Aufsätze „Berufswahl“ von Dr.-Ing. A. Friedrich und „Vom Sinn des technischen Schaffens“ (stark gekürzt) sind dem Büchlein „Zum technischen Studium, Aufsätze über das Studium an der Technischen Hochschule Karlsruhe“, herausgegeben vom Karlsruher Studentendienst, E. V., entnommen.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Diesbezügliche Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. —

Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.